Bibliothek=Ordnu

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein
verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf
zustellen, oder bei größeren Werken um Ver
zusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch der
Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Ma
zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Büc
beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den v
zu tragen und ist daher zum Ersatz des
Buches, oder der Kosten des Einbandes
Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nu
Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrsch
händigt werden.

1263

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 4461 (17

Schri

Carol

Schriften

von

Caroline Pichler.

Siebenzehntes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Die Nebenbuhler. (Beschluß.) . . . . S. 3
Horimirz. Eine böhmische Sage. . . . . „ 60

Q77/419

Die Nebenbuhler.

62. Lucie Florheim an Rosalinde.

O..g, den 20. October 1809.

Nein! Es ist unmöglich! Ich kann Neuenbach meine Hand nicht geben. Es wäre Treubruch, Hochverrath an Alphons, an Neuenbach selbst. Seit gestern tobt ein Aufruhr in meiner Brust. Lies das beigeschloßne Billet, und urtheile von meiner Stimmung! Die Briefe, welche es begleitete, sind seitdem meine einzige Beschäftigung, mein einziger Gedanke. O Alphons! Wie strafbar mußte ich dir erscheinen! Doch nein, du kannst mich nicht anklagen. Ich war getäuscht, wie du. Ein höllisches Gewebe von Trug und Bosheit hielt uns Beide umsponnen. Er war treu, er ist es noch — und ich an einen Andern verlobt!

Abschrift des Billets.

Ein Zufall, dessen Erörterung Sie, mein verehrtestes Fräulein, schwerlich interessiren kann, brachte vor einigen Tagen diese Briefe, welche durch mir unbekannte Ereignisse auf der Post oder anderswo zurückgehalten worden, in meine Hand. Eine, wiewohl entfernte, Bekanntschaft mit Ihrem Hause, und die Hochachtung, welche Ihre Eigenschaften Jedem, der Sie zu kennen die Ehre hat, einflößen, erregten in mir den Wunsch, dieses — vielleicht kostbare Pfand in Ihre Hände kom-

men zu lassen. Nehmen Sie es an als Ihr Eigenthum, und zugleich als einen Beweis der Verehrung eines
Unbekannten.

Das war der Zettel, der um ein Päckchen von mehr als zehn Briefen, mit Aufschriften an mich, geschlagen war, in welchen ich mit Freude und Entsetzen Alphonsens Hand erkannte. Es waren seine Briefe aus Paris an mich. Er hatte mir so oft geschrieben, und keine Antwort erhalten. Darüber klagen alle seine spätern Briefe; und sein letzter, den ich durch einen eben so unerklärlichen Zufall allein erhielt, und in welchem er sich von mir lossagt, war nichts als eine natürliche Folge meiner unverzeihlichen Kälte! Wie diese Begebenheit zusammenhängt, wo diese Briefe bis jetzt gewesen, die ich uneröffnet zurück bekam, wer an meiner Statt die Recepissen unterschrieben, von deren Empfang Alphons in jenem unseligen Blatt deutlich spricht, ist unerklärlich! Ein dunkler Schleier liegt über dem Geheimniß der Bosheit und Hinterlist; aber wir waren die Opfer davon.

Welch ein Ton herrscht in diesen Briefen! Welche innige Liebe, welches zarte Gefühl und welche Selbstbeherrschung athmen sogar seine Vorwürfe, seine Klagen über mein Stillschweigen, seine Zweifel an meiner Treue, seine Furcht vor Neuenbach. Er findet es so begreiflich, so verzeihlich, wenn ich, bei der Ungewißheit unserer Aussichten, diesen Anträgen, die mir eine ruhige und sehr angenehme Existenz zusichern, und den Wünschen meines Vaters Gehör gäbe! Er geht so weit, mich zu versichern, daß er nur mit dem höchsten Schmerz, aber ohne Bitterkeit, mich diesen Schritt thun sehen

würde. Rosalinde! Er fühlt nicht, was Er ist, und was Neuenbach! Er allein hat keine Augen für seine Vorzüge.

Nein! Ich kann mein Wort nicht halten; mein Vater, Neuenbach können es nicht fordern. Jener Schwur an Philipps Sarg ist älter, er wurde nur einseitig, und nur aus unüberwindlichem Irrthum gelös't. Darum ist er für mich bestehend, ich bin verpflichtet, ihn in seiner vollen Kraft zu halten, und ich würde meineidig werden, wenn ich ihn bräche.

Neuenbach ist seit acht Tagen fort. Ein Brief eines unsrer Handelsfreunde, der ihm von der Stellung unserer Angelegenheit in Paris selbst Nachricht gab, und ihn aufforderte, hinzureisen, weil nur dort etwas Hinreichendes zu bewirken ist, hat ihn endlich vermocht, diesen Schritt zu thun, den schon mein Vater gewünscht, und ich ihm dringend empfohlen hatte. Ach, Alphons hätte so lange nicht gewartet! Ihn würde es gedrängt haben, zu handeln, zu opfern, sich selbst auszusetzen, wenn es nöthig war. Ich werde Neuenbach schreiben, ich werde ihm die Geschichte jener Briefe und die unvermeidliche Aenderung, die sie in unserer Lage hervorbringen müssen, melden. Meine ganze Stellung ist verändert, alle Gründe, die mich bestimmen konnten, haben aufgehört. Es ist nicht möglich, ich kann die Seinige nicht werden!

---

63. Gräfin Herminie von S** an Chevalier Dümesnard.

Den 26. October 1809.

Ihr Wunsch ist erfüllt. Das Paket Briefe ist in der gehörigen Hand. Ich schließe hier den Empfangsschein bei, der wohl von dem Mädchen jetzt selber unter-

zeichnet seyn muß, seit keine geschickte Hand mehr in der Nähe ist, um ihre Schriftzüge nachzuahmen. Auch sollen Sie mich loben, wie treu und geschickt ich mir Ihren einst im Scherz gegebenen Unterricht zu Nutze gemacht, und die Briefe wieder so täuschend in ihre Umschläge zu verwahren gewußt habe, daß das gute Kind, das gewiß in der Ueberraschung des Schmerzes und der Freude nicht daran gedacht hat, allzugenaue Untersuchungen anzustellen, auf keinen Verdacht gekommen seyn kann.

Nun, da die Sachen ohne mein Zuthun auf diesen Punkt gediehen sind, gestehe ich Ihnen, lieber Chevalier, daß ich recht froh darüber bin; denn die armen Getrennten dauerten mich, und besonders dieser Elmwald— sehen Sie nicht düster, wenn ich Ihren Rival lobe!— zeigte sich mir von jeher aus Alexandrinens Briefen, aus seinen eigenen, wie aus Ihren Schilderungen, als eine in unserer Welt so seltene Erscheinung, daß es mir lieb seyn soll, wenn er auf seine Art glücklich wird.

Und wirklich, Alexandrinen geschieht ein Gefallen dadurch, wenn wir sie vor dieser neuen Umstrickung, die ihr nur Qualen bereitet, bewahren können. Ich bin auch nicht unthätig gewesen. Gleich nach Empfang Ihrer Staffette verließ ich mein einsames Landgut, auf welchem ohnehin im vorgerückten Herbste meiner keine besonderen Freuden mehr warteten, da selbst der Sommer sie mir nur spärlich bietet, und erschien in der Residenz. Hier erwartete der ganze Hof und besonders der alte Herzog mit Ungeduld Alexandrinens Ankunft, die nach der Abwesenheit fast eines ganzen Jahres wieder langentwohnte Freude und Leben in das etwas

förmlich steife Getriebe bringen, und die eingerosteten Gemüther durch Abwechslung und geistige Thätigkeit wieder in ein angenehmeres Spiel setzen sollte. Ich wußte diese gelegene Stimmung wohl zu benützen, und gehörig zu verstärken. Sie wissen, der Herzog war mir immer ein wenig gewogen. Alexandrine hat ihm vor der Reise meine Sache noch einmal dringend empfohlen. Der alte Herr empfing mich sehr gnädig, und ich vergalt Dienst mit Gegendienst, indem ich seine Sehnsucht nach der geliebten Tochter, und seinen Wunsch, sie wieder zu sehen, so lebhaft zu erregen wußte, daß sogleich ein ziemlicher entscheidender Brief nach Frankfurt abgehen wird, wenn es nicht schon geschehen, um unsere Reisenden, die sich in der alten Reichsstadt allzuwohl zu gefallen scheinen, nach K.. zu bescheiden.

Alexandrine wird zwar von dem Dienste, den ich ihr hiermit geleistet, nichts erfahren; auch möchte sie mir's für d i e s e n Augenblick, wo in dem goldnen Lockenköpfchen ganz andre Projekte spuken mögen, wenig danken. Einst wird sie aber einsehen, daß wir besser für sie gesorgt haben, als sie selbst.

Und so zähle ich denn, lieber Chevalier, bald auf das Vergnügen, Sie wieder zu sehen, und auf einige sehr schöne Wintermonate; denn so bald wollen wir den flüchtigen Zugvogel, wenn wir ihn erst haben, nicht entwischen lassen. Vielleicht beschneidet ihm, so sehr er sich zu sträuben scheint, Amor doch ein wenig die Flügel; denn man sagt, der kleine Gott sey eifersüchtig, und wolle nur allein das Vorrecht haben, zu flattern, dies aber einem ernsten Diplomatiker nicht auch gestatten.

64. Lucie Florheim an Rosalinde.

D..g, den 17. October 1809.

Mein neulicher Brief, du theure Schwester meiner Seele, mag wohl ein Bischen wahnsinnig geklungen haben, und frevelhaft obendrein. Ich habe seitdem strenges Gericht über mich gehalten, mich meiner leidenschaftlichen Hitze geschämt, und — nicht an Neuenbach geschrieben. Das war die erste Sühne, die ich dem Himmel und meinem Vater für jene pflichtwidrigen Vorsätze schuldig war.

Ja, die Gewohnheit der Leiden, und die Nothwendigkeit, sich über Andere zu vergessen, geben dem Menschen doch viele Kraft über sich selbst, und was diese nicht vermögen, ersetzt ein kindlich heißes Gebet. Ich habe den Aufruhr meines Gemüths niedergekämpft, ich habe mich selbst, meine Zuversicht, und was ich der Pflicht schuldig war, wiedergefunden.

Keineswegs kann die Gewißheit, daß Alphons mich unveränderlich geliebt, und nur unerklärbare Ränke ihn in meinen Augen strafbar scheinen machten, indeß sein großes Herz fest in den alten Banden hielt — keineswegs darf diese Ueberzeugung meine Pflicht aufheben, den deutlich ausgesprochenen Willen meines Vaters zu vollziehen. Würde ich unter gleichen Umständen mich nicht auch, als noch ein heiliger Schwur mich band, unterworfen, von Alphons die Lösung jenes Bundes gefordert, und — o sein schönes Herz weiß, was Kindespflicht ist! — erhalten haben? Ja, ich hoffe zu Gott, ich würde es vermocht haben, wenn ich gleich wie jetzt gefühlt hätte, daß die innersten Fäden meines Lebens reissen mußten.

So steht Alles, wie es war, meines Vaters harte gebietende Noth, meine Verpflichtung, und die schwere Aufgabe, den guten Neuenbach nie ahnen zu lassen, was mein Entschluß mich gekostet. Frei bin ich ja, bin von Alphons selbst losgegeben, wiewohl aus irriger Voraussetzung. Für ihn ist es dasselbe, für mich muß es dasselbe bleiben.

Und Rosalinde! Laß mich aufrichtig seyn! Habe ich denn durch diese Umstaltung der Verhältnisse nicht auch wirklich gewonnen? O, der rühme sich nicht, wahrhaft geliebt zu haben, dem das Bild des Geliebten nicht das Theuerste, Heiligste auf Erden ist, der an dessen Reinheit und Verklärung sich nicht in den schwersten Stunden aufrichten, bei ihm in Trennung, Gefahr, ja im Tode Trost finden kann. Mir war dies himmlische Licht auf eine Zeitlang getrübt. Das war im Grunde das Schmerzlichste meiner Prüfung, daß sein Ideal mir verloren gegangen war, und ich gar nichts hatte, woran mein zitterndes Herz sich halten konnte! — Nun habe ich es wieder. Gottes Vatermilde hat die Seufzer meines gebrochnen Herzens gehört, er hat ihn mir wiedergegeben — nicht so, wie wir auf Erden dies Wiedergeben meinen — aber für die Ewigkeit, für ein besseres Seyn, dem ich ja sichtbar entgegenreife. Hell und himmlisch steht er vor mir, ich sehe ihn wieder, wie er war, und noch ist, diesen unaussprechlichen Ausdruck der Blicke, diese edlen düstern Züge; ich höre seine Stimme mich mit Tönen der Liebe rufen, ich sehe ihn bald mit hohem Ernst von würdigen Gegenständen feurig sprechen, bald wie ein fröhliches Kind in schöner Arglosigkeit sich heiterem Frohsinn überlassen. So steht er vor mir,

ganz wie in den seligen Zeiten unsers Beisammenseyns, und ich trete hin vor die geliebte Erscheinung, und schwöre ihr nochmal für jene Welt ewige Treue. Hienieden muß ich eine Weile eines Andern seyn. Aber beruhige dich, Alphons! Es währt nicht lange. Unser Bund war nicht von dieser Welt; er ist auch nicht für sie. Dort kommt dir deine Lucie entgegen, nachdem sie dich, wie Yoricks Maria ihren unglücklichen zurückgelassenen Freund, noch einige ängstliche Bewegungen im schweren Erdentraume hat machen sehen, und empfängt dich in den Auen des Friedens, wo unsre Liebe ihre Heimat findet!

Den 30. October.

Wo er wohl seyn mag? Ob er noch lebt? Seit ein Paar Tagen geht diese Frage oft durch meinen Sinn. Als ich mich neulich recht müde geweint hatte, ward mir so leicht. Ein Vorgeschmack himmlischer Ruhe senkte sich auf mich nieder — und ich sah Alphons, wie in einer Art Vision, so deutlich und hell vor mir. Es regte sich eine süße bange Ahnung in meinem Herzen: wenn er todt wäre, wenn seine Seele sich der befreundeten Seele gezeigt hätte! O, daß es so wäre, er mir vorangegangen, und ihm so alle Leiden erspart wären! Glaubst du wohl, daß ich mich freuen konnte? Ich dachte wie Klopstocks Selma:

Selmar! Ich sterbe vor dir — den Schmerz soll Selmar nicht fühlen,
Daß er sterben mich sieht — —

Ja, meine Liebe ist rein, von allem Irdischen frei. Selbst Neuenbach darf ihr nicht zürnen; er hat nichts von ihr zu fürchten.

Er hat aus Paris geschrieben. Sein Brief gab uns viel Trost. Er hat meines Vaters Angelegenheit bei weitem nicht in so schlimmem Zustande gefunden, als er selbst und wir alle mit ihm geglaubt, ja er hofft nicht allein, was das Schicksal seiner Person, sondern auch, was das Vermögen betrifft, viel Gutes. Es soll ein bedeutender Theil desselben erhalten werden können. Gott gebe seinen Segen dazu! — Wird uns der Vater, den Geschwistern das Erbtheil erhalten: dann ist doch rings umher Vieles gut geworden; und wie es in mir ist — das sollen mit Gottes Hülfe nur Er und du wissen.

65. Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris, den 5. November 1809.

Wie wunderbar, mein Raphael! wie überraschend gestaltet sich hier in der lärmenden Welthauptstadt das Leben deines einfachen Freundes! In wie seltsam ungeahnetem Lichte erscheint mir Manches, früher ganz anders Gekannte! Und was — ich bitte dich — was wird noch daraus werden?

Von dem Eindruck, den Paris, als das, was es ist, auf mich gemacht — vielleicht ein andermal, vielleicht erst, wenn wir uns wiedersehen, was nicht so fern seyn wird, als ich bei'm Abreisen dachte. Elmwald hat unbegreiflich viel vorgearbeitet, und Schritte gewagt, über deren Kühnheit, wie über ihren glücklichen Erfolg, ich erstaunte. Er hat sein Wohl, seine Sicherheit mit rücksichtslosem Muth auf's Spiel gesetzt. Aber es ist gelungen, und bewundernd erkenne ich sowohl die Gewandtheit, als die Aufopferung, mit der er gehandelt.

Florheim hat für seine Person nichts mehr zu fürchten. Ich habe bereits an Lucien geschrieben, daß sie ihm davon Nachricht gebe; denn in den letzten Tagen meiner Anwesenheit in O..g bekamen wir die erste Kunde von ihm und seinem körperlichen Wohlbefinden aus seinem verborgenen Aufenthalt. In diesem Augenblick ist er wahrscheinlich seiner Familie wiedergegeben.

Als ich hier ankam, stieg ich der Verabredung gemäß bei Elmwald in seiner Wohnung ab. Er kam mir weit voraus auf der Treppe entgegen. Sein Empfang war, wie der eines Bruders, aber wie eines älteren, der nach des Vaters Tode den jüngern ernst, doch herzlich umarmt. Ich fand ihn sehr verändert, und — du kennst mich, Raphael! — der Gedanke an die Verpflichtung, die wir ihm haben, der Blick in seine schönen, jetzt so düstern Züge stimmte mich weicher gegen ihn, als ich es wohl nach allem, was ich wußte, hätte seyn sollen. Auch er mochte Aehnliches fühlen. Das Unglück edler Menschen, an welchem wir Beide warmen Antheil nehmen, hatte uns einander genähert; in der Anhänglichkeit an Florheims Haus begegneten sich unsere Seelen. Er führte mich auf sein Zimmer. Wir hatten erst ein Paar Worte geredet. In seinem Gemüthe arbeiteten schmerzliche Gedanken, ich sah, daß ihm das Sprechen Mühe machte, und oft kehrte das halb artikulirte Wort in die schwer athmende Brust zurück.

So fühlte ich wohl, daß das Reden an mir sey. Ich brachte ihm meinen herzlichen Dank für seine Verwendung, und schilderte ihm, was bisher durch mich und Andre in O..g unternommen und ausgeführt worden war. Der Antheil an dem Geschick seiner Freunde über-

wog den Trübsinn seines Geistes. Er redete nun eifrig, mit klarer Ansicht, mit gründlicher Kenntniß, er zeichnete mir mit wenigen kräftigen Zügen die Bahn vor, die wir nun gemeinschaftlich zu gehen haben. Ich muß jeden Schritt billigen, den er thut, oder mich thun heißt. Wir arbeiten nun miteinander, und, wie ich dir im Eingange des Briefes gesagt, ich hoffe bald am erwünschten Ende unseres Strebens zu stehen. Es ist sein Werk fast ganz allein.

Luciens Name ist noch nicht zwischen uns genannt worden. Er vermeidet — fast möchte ich sagen ängstlich — irgend etwas zu berühren, was auf seine früheren Verhältnisse Beziehung haben kann. Oft begreife ich das, wenn ich mir zurückrufe, wie großes Unrecht er gegen die Unglückliche hatte, und oft wieder — ich versichere dich, Raphael, es gibt Augenblicke, wo des wunderbaren Menschen tiefes leidendes Gemüth mich so ergreift, daß ich schwören möchte, er wäre auch in dieser Beziehung schuldlos; so wie ein genaueres Zusammenleben — er hat mir seine Wohnung auf eine Art angeboten, daß, sie ausschlagen, Unfreundlichkeit gewesen wäre — mich allmählig auf einen hohen Werth seines Herzens schließen läßt. Es liegt ein tiefer Gehalt in dieser streng verhüllten Brust, der zuweilen hervorbricht, und den Reichthum seiner Seele ahnen läßt. Wie es immer sey, so glaube ich, daß hier ein Geheimniß walte. Ich glaube — oder soll ich sagen, ich fürchte? — daß weder ich noch selbst Lucie Alles weiß, was uns zu wissen nöthig wäre!

Ich habe noch keinen Brief von ihr bekommen. Es war auch wohl kaum möglich, wenn ich die Entfernung

und den Postenlauf berechne. Doch glaube ich manchmal, es müßte seyn; es wäre nicht möglich, daß ich so lange ohne Nachricht von der Einziggeliebten seyn könnte. Ach, sie ahnet nicht, wer um mich lebt, wen genau kennen, und, ich schäme mich nicht es zu gestehen, lieben zu lernen, ich jetzt täglich Gelegenheit habe. Ich werde keinen leichten Stand haben, ihr diesen früheren Freund, der noch das heilige Vorrecht der ersten Neigung für sich hat, nicht — zu ersetzen, aber doch nicht ganz vermissen zu lassen. O Raphael! Warum habe ich sie so spät gefunden! Leb' wohl, theurer Freund! Ich will hier noch einen Brief Luciens erwarten, der in ein Paar Tagen eintreffen kann. Bis dahin werden sich, wie ich hoffe, unsere Geschäfte so weit geordnet haben, daß ich dir den Tag meiner Abreise von hier melden kann. O Wiedersehen! Wie entzückend, wie schmerzlich wirst du mir seyn! Ja, ich versichere dich, schmerzlich; weil ich diesen Elmwald kennen gelernt habe.

66. Herzogin Alexandrine von Z**. an die Gräfin Herminie von S**.

Frankfurt, den 5. November 1809.

Nur um wenige Tage, meine theure Freundin, wird dieser Brief meiner Ankunft in meinem geliebten K** vorausgehen, nach welchem sich mein Herz mit schmerzlicher Freude sehnt. Es sind gar manche Ursachen, die mich die Heimat suchen machen. So sucht das gescheuchte Reh, dem bald ein muthwilliger Hirtenknabe, bald ein grausamer Jäger den harmlosen Gang durch den Wald verleidet, und es rastlos von Busch zu Busch zu eilen zwingt, mit ängstlicher Hast das tief verborgene Lager seiner nächtlichen Ruhe, und sehnt sich nach den schüz-

zenden Schatten und der trauten Stille. Auch lockt mich eine süße Stimme heimwärts. Es ist die Stimme des Vaters, der sein Kind, welches in der Fremde ein unerreichbares Glück mit schmerzlichem Streben suchte, nach Hause ruft, wo ihm im milden Vaterarme wenigstens Ruhe werden soll. Mein Vater hat mir geschrieben; er wünscht mich zu sich. Ich werde dich daheim finden, und der erfahrne Freund wird mich begleiten. Ich sehe also stillen, und in mancher Hinsicht genußreichen Stunden entgegen.

Einen Augenblick leuchtete ein schimmerndes Meteor mit verführerischem Flackern wieder vor mir auf, und schien mich von der ruhigen Bahn, die zuerst ein hartes Geschick, späterhin Ueberlegung und treuer Rath mich gehen hießen, wieder zurück in den Strudel der Verwirrung ziehen zu wollen. Eine Menge Entwürfe, Vorsätze, Wünsche gährten auf aus der bewegten Brust, in welcher eine, kaum durch Vernunft beruhigte, unselige Neigung auf's neue erwacht war. Ich wußte nicht, was ich wollte, was ich sollte. Ein heißer Wunsch zog mich nach Paris; Klugheit und Wohlstand riethen, zu bleiben, und erst zu erforschen, wie die Sachen standen, weil ein übereilter Schritt eben so wohl unnütz als gefährlich seyn konnte. Dies Erforschen aber unterlag großen Schwierigkeiten. Mit Dümesnard zu sprechen, hielt eine sehr begreifliche Scheu, ja eine Art Zartgefühl mich ab. So blieb ich nur auf mich selbst und was ich weit ausgreifend und unsicher wirken konnte, eingeschränkt. Ein Paar Wochen vergingen auf diese Art. Da trat eines Morgens Dümesnard in mein Zimmer. Seine Miene war ernster, und, ich möchte

sagen, schärfer, als sonst; doch äußerte er nichts, sondern setzte sich mir gegenüber am Stickrahmen hin, wie er sonst zu thun pflegt, und verwickelte mich bald in ein lebhaftes Gespräch, oder vielmehr einen Streit, wie wir ihn oft führen — als er mit einemmal, die hellen Augen fest auf mich richtend, mit einem gähen Absprung von der Unterhaltung sagte: wissen Sie auch, gnädigste Fürstin, daß Elmwald wieder in Paris ist?

Ich fühlte, daß trotz aller Anstrengung, meine innere Bewegung zu verbergen, doch eine schnelle Röthe mein Gesicht überflog. Wirklich? sagte ich, und suchte so viel Unbefangenheit, als ich vermochte, in meinen Ton zu legen: Was macht er denn dort? Am Hofe meines Vaters weiß man nichts von ihm.

Möglich; erwiederte Jener mit seiner gewohnten Ruhe, indem er vor sich niederblickend mit den Fäden der Stickerei spielte: er ist auch nicht in des Herzogs, sondern in seinen eigenen Angelegenheiten dort. Der Vater seines Mädchens —

Seines Mädchens? fiel ich ein.

Nun ja, jener Lucie, die er nicht vergessen zu können scheint. -- Der Alte hat eine häßliche Geschichte angefangen. Freiheitsschwindel und Gewinnsucht haben in seinem Gehirn ihr Wesen getrieben; er hat sich in englische Umtriebe, in Schwärzereien eingelassen, ist entdeckt worden, und hat fliehen müssen. Sein Kopf stand auf dem Spiel; das Vermögen war ohnedies verfallen. Da entreißt sich unser Ritter seiner Verborgenheit, geht nach Paris, benutzt die Verbindungen, welche die Aufträge Ihres Hofes, meine Durchlauchtige, ihm voriges

Jahr anknüpfen halfen, und schlägt sich dort für seine verlaßne Schöne.

Er schwieg hier. Ich war nicht im Stande, ein Wort einzuschieben. Er erhob den Blick, sah mich an, und senkte dann gleich wieder, wie du ihn kennst, die feinen Augenwimpern, indem er sinnend niederschaute. Es ist wunderlich, begann er langsam, aber es ist: Elmwald wagt ziemlich viel, er setzt sich aus, um Luciens Vater zu retten. Wenn es gelingt, wird diese Großmuth ihre gehörigen Folgen haben, und das treue Pärchen sich nach allerlei Stürmen wieder vereinigen.

Sehr wahrscheinlich! sagte ich mit aller Gleichgültigkeit, die ich erkünsteln konnte: Lächerlich ist die Geschichte bei allem dem. Ich hätte Elmwald für klüger gehalten. — Ich stickte emsig fort; aber Kränkung und Aerger arbeiteten in meiner Brust, und der Faden brach alle Augenblicke. Dümesnard erhob sein Auge jetzt wieder auf mich: Und Sie sind so ruhig, meine Durchlauchtigste? Ich glaubte, Ihnen eine Nachricht gebracht zu haben, die Sie in einige Bewegung setzen würde, wenn ich an die Aufträge denke, mit welchen Ihr gütiges Vertrauen mich vorigen Winter beehrte.

Ich erröthete — ich war auf Kohlen. Sein scharfer Blick blieb auf mich geheftet, und um seinen Mund schwebte ein Ausdruck, von dem ich nicht zu sagen im Stande bin, ob er Triumph, Spott oder Bitterkeit war?

Was auch meine Absichten gewesen seyn mochten, Chevalier, als ich voriges Jahr Ihre Güte in Anspruch nahm — bei der jetzigen Lage der Dinge kann, ja darf diese Neuigkeit mir nicht anders als gleichgültig seyn.

Sie darf nicht? Wie darf ich das ausdeuten?

rief er, und ein unbeschreiblicher Blick der schönen blauen Augen ruhte auf mir, und das Lächeln um seinen Mund war freundlich.

Wie Sie können, und wie Sie wollen, Chevalier!

So deute ich es mit der größten Süffisance auf's günstigste, sagte er, sprang auf, und küßte meine Hand: wir gehen nicht nach Paris?

Gewiß nicht! lächelte ich, und sah ihn so freundlich an, als ich konnte, während tausend Qualen in meiner Brust wühlten. Ob ihm meine Erschütterung entgangen war, weiß ich nicht; genug, er ward fröhlich, er schien beruhigt. Sollte es möglich seyn? Hätte Dümesnard wirklich gefürchtet, und dieser kalte Diplomatiker sich etwas unter seinem Ordenssterne bewegen gefühlt? Ich kann es kaum glauben, und doch scheint es so. Er blieb heiter, das Gespräch stockte keinen Augenblick, und ich danke dieser fortreißenden Gewalt seines Witzes; denn sie riß auch mich über den ersten Augenblick einer bitteren Enttäuschung hin.

Als er fort war, brach freilich das künstliche Gebäude wieder zusammen, und ich fühlte, was Elmwald mir gewesen war, was Dümesnard mir nie werden wird! Aber ich erkannte auch bestimmt, daß nun nichts mehr zu thun sey. Bald darauf langte meines Vaters Brief an, und mein Entschluß war gefaßt. Dümesnard billigt ihn sehr; er bleibt seinem schönen Vorsatz treu, und begleitet mich. O, ich glaube, er wäre auch mit nach Paris gegangen. Ich fühle bestimmt, daß er sich in meiner Nähe wohl befindet, daß es ihm viel kosten würde, von mir zu scheiden, und dies Gefühl thut mir in dem jetzigen Augenblicke, wo ich ein glänzendes Bild

mit Gewalt aus meinem Herzen reißen muß, sehr wohl.

Ja, Herminie, die Poesie des Lebens ist von mir geschieden. Ich fühle ihren Abschied, ich höre das letzte melodische Rauschen ihrer Flügel. O Alphons! Alphons! Warum habe ich dich kennen gelernt! Dich mußte ich nie finden, oder nie verlieren! Oede und verblichen liegt das Leben hinter dir!

Doch nein! Das ist ungerecht, ich erkenne es. Dümesnard ist mir viel, sehr viel; ohne ihn wäre ich jetzt namenlos unglücklich. Dennoch kann ich die rebellischen Schläge meines Herzens nicht dämpfen, das, sonst gewohnt von lebhafteren Regungen bewegt zu werden, sich in diese Stille, so heilend sie ist, nicht recht zu finden weiß.

Bald bin ich also bei meinem Vater, bei dir. Eure Liebe wird vollenden, was ich allein zu stillen nicht vermag. Laß Dümesnard nichts von dem ahnen, was ich dir geschrieben! Ich bedarf seiner, ich kann ihn jetzt nicht verlieren. Er ist nicht Alphons, aber er ist mein Freund. Er wird mich nicht entzünden, nicht entzükken; aber er wird mich heilen, es wird mir wohl in seiner Nähe seyn. Dann, wenn die trügerischen Hoffnungen der Jugend geschieden sind, werde ich an seiner Hand der ruhigen Reife des Lebens entgegen sehen.

67. Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris, den 16. November 1809.

Was wird aus mir werden? Was soll ich thun? Ich sitze an Elmwalds Bette, der, seit gestern krank, erst jetzt nach einer unruhigen verhängnißvollen Nacht

ermattet eingeschlummert ist. In meinem Geiste ist es finster. Ein Chaos der streitendsten Gedanken verwirrt sich in mir, es flimmert mir öfters vor den Blikken, und ich muß mir Stirn und Auge klar reiben, um mich zu fassen, und die Züge meiner Feder sehen zu können. Was wird aus mir, aus uns Allen werden? frage ich noch einmal. Ich will mich sammeln. Du mußt erfahren, was sich zugetragen, du mußt — nein, rathen kannst du mir nicht. Der Rath, wie der Entschluß zur That, muß frei aus der Seele hervorgehen. Bis deine Antwort kömmt, ist es viel zu spät.

Gestern Abends, als wir vom Restaurateur weggingen, bei dem wir zu essen pflegen, hatte Elmwald noch einen Gang zu machen. Ich ging zu Hause, und setzte mich in der Dämmerung an's Fenster. Das bunte Gewimmel unter mir, das laute Leben, das auch jetzt mit dem Einbruch der Nacht nicht verhallte, das Rasseln der Kutschen, die den Theatern, den Unterhaltungsorten zurollten, der Contrast alles dieses mit unserm stillen O..g fiel mir lebhaft auf, und mit inniger Sehnsucht dachte ich an die fernen Lieben, an ihr strenggeordnetes Leben, an so manche Entbehrung, die sich die zart und reich Gewohnten jetzt gefallen lassen mußten. Ich sah meine — ach m e i n e? Lucie im Kreise ihrer Geschwister mit Handarbeit emsig beschäftigt, indeß hier Alles in einer Art von Rausch dem Vergnügen nachjagte. So gestimmt, ward der Wunsch, Etwas von ihr zu hören, endlich einen Brief von ihr zu erhalten, doppelt lebhaft in mir, und in dem Augenblicke ging die Thüre auf. Elmwald trat in's Zimmer; der Bediente, mit Licht und den Briefen von der Post, folgte ihm. Wir

grüßten uns, und langten zugleich nach dem Angekommenen. Elmwald ergriff einen Brief, las die Aufschrift, erblaßte, und reichte mir ihn hin. Das Blatt zitterte in seiner Hand. Er war von Lucien. Ich sah seine heftige Bewegung, die Gewalt, mit der er sie meinen Augen zu entziehen strebte, indem er sich, anscheinend mit andern Briefen beschäftigt, vor seinem Büreau niedersetzte, und dem Bedienten schweigend winkte, ihm das Licht hinzustellen. Ich hatte Luciens Brief erbrochen. Er war kurz, außerordentlich kurz; die Züge schienen mir nicht so sicher geführt, wie sonst, ich glaubte zu bemerken, daß ihre Hand müde oder zitternd gewesen seyn müße, als sie ihn schrieb. Das erregte mir Besorgniß. Der Inhalt des Briefes zerstreute sie nicht. Es sprach eine unendliche Freundlichkeit, aber auch ein ganz zerknicktes Herz daraus, das sich noch jetzt unter der Last seines Kummers nicht aufzurichten vermochte. Und doch waren die Umstände jetzt schon sehr zum Guten gewendet, und sie war bei meiner Abreise so gefaßt gewesen!

Mein Gefährte hatte, während ich las, das konnte ich wohl sehen, mehr als einmal verstohlen nach mir herüber geblickt. Es war deutlich, daß ein Brief — von Lucien geschrieben, einen Brand in seiner reizbaren Seele entzündet hatte; auch mochte ihm der Trübsinn, welcher sich später aus dem Blatte mir sympatetisch mittheilte, nicht entgangen seyn. Ich sah von der Seite, wie seine Augen auf mir ruhten, und erwartete jeden Moment, daß er aufstehen, mich fragen, oder doch eine Erkundigung von weitem her einleiten würde. Er that es nicht; vielmehr versank er in tiefes Hinbrüten, sprang dann gäh empor, nahm Hut und Mantel, und stürmte in die neblicht finstre Novembernacht hinaus.

Ich harrte seiner Rückkunft lange vergebens. Es wurde neun, zehn, eilf Uhr — Elmwald kam nicht nach Hause, und ich konnte mich einer bangen Besorgniß um ihn, der mir schon so lieb geworden war, nicht erwehren. Nach eilf Uhr, als ich mich bereits an Luciens Brief müde gelesen, gesonnen und geschrieben hatte, und im Begriffe stand, zu Bette zu gehen, pochte es heftig unten an der Hausthüre. Ich höre öffnen, reden, sehe Lichter, und bald darauf kommen viele Tritte die Treppe herauf an unser Zimmer. Mein Bedienter trat eilig und erschrocken herein. Man hatte Elmwald ohnmächtig auf dem Boulevard, nicht sehr weit von hier, ausgestreckt gefunden, und anfänglich für todt gehalten. Zufällig ging einer seiner Bekannten vorüber, der ihn der hülfreich um ihn beschäftigten Menge nannte. Man hob ihn auf — der Pariser ist gutmüthig und dienstfertig — und brachte ihn in seine Wohnung.

Ein Chirurg, den man sogleich geholt, trat mit herein. Elmwald war vom vorigen Jahre her in der Nachbarschaft bekannt, und wegen mancher Wohlthat, mancher Gefälligkeit geliebt. So beeiferte sich Alles, ihm beizuspringen, und der Arzt hatte zu thun, um den allzugroßen Diensteifer zu mäßigen. Mehr als eine Stunde verging, bis er sich erholte. Die Kälte der Nacht, der rauhe Wind, der über das Boulevard hinstreicht, mochte die schon ergriffenen Nerven noch schärfer gespannt und ihm die Ohnmacht zugezogen haben. Erstaunt blickte er um sich, er fand sich in seinem Zimmer, auf seinem Bette; aber fremde Gesichter beugten sich über ihn. Man sah, daß er den Zusammenhang nicht begriff. Jetzt wandte er sich nach mir um — ich hatte ihn im Arm gehalten —

und eine heftige Bewegung durchzuckte ihn. Er wollte reden, und vermochte es nicht. Da erklärte ich ihm mit wenig Worten den Zusammenhang, und suchte unter herzlichen Danksagungen die fremden Leute zu entfernen. Der Chirurg verordnete Einiges, was sogleich angewendet wurde, und der Kranke beruhigte sich nach und nach. Er erzählte uns hierauf, aber matt und oft unterbrochen, daß er sich einige Bewegung habe machen wollen, weil er den Tag über viel gearbeitet, daß ihn aber Schwindel und Bangigkeit befallen, und genöthigt hätten, auf den Rückweg zu denken. Noch hoffte er das Haus zu erreichen, das kaum fünfhundert Schritte entfernt war, als ihn eine völlige Ohnmacht befiel; er sank ohne Bewußtseyn nieder, und mochte wohl eine Weile so gelegen haben, nach der Zeit zu urtheilen, wo man ihn fand, und nach Hause brachte.

Mir kam die ganze Erzählung unheimlich vor. Jener Brief, sein Hinstarren auf mich, die Bewegung, mit welcher er mich an seinem Bette gewahr wurde, der lange Spaziergang in einer solchen Nacht, endlich die Ohnmacht, eine natürliche Folge innerer Aufreibung, Alles vereinigte sich, mich einen tiefen Blick in sein Inneres thun zu lassen. Doch äußerte ich nichts, und schien seine Erzählung gläubig anzunehmen. Gegen zwei Uhr entschlummerte er endlich, und der Chirurg entfernte sich mit dem Erbieten, bei Tagesanbruch wieder zu kommen. Ich konnte nicht schlafen, und mochte auch meinen Kranken nicht allein lassen; daher setzte ich mich an sein Bett, und betrachtete diese bedeutenden Züge, die selbst im Schlummer noch von dem Schmerz des Innern zeugten. Auch war sein Schlaf nicht ruhig; er warf sich oft hin

und her, seine Hemdkrause verschob sich, und — ein Medaillon, das er auf der Brust trug, wurde durch diese Bewegungen sichtbar. Meine Neugier, meine Bangigkeit stiegen auf's höchste; ich konnte meine Augen nicht von dem goldenen Reife abwenden. Bei der Dämmerung, welche ein einziges fernes Licht im Zimmer verbreitete, war kein Gemälde zu erkennen; doch glaubte mein angestrengter Blick weibliche Umrisse zu unterscheiden. Wie gern hätte ich mich genähert, wie gern gesehen, was zu erkennen ich doch innerlich bebte! Aber sein Schlaf war so unruhig; ich durfte es nicht wagen. Endlich schien die erschöpfte Natur zu erliegen; er schlief fest, und dem Anscheine nach gut. Ich holte das Licht. Zitternd, wie auf einer bösen That, nahte ich mich dem Schlafenden, meine Hand deckte die Flamme, daß sie seine Augenlieder nicht berührte, nur auf die schwerathmende Brust fiel der helle Strahl, ich erkannte das Bild — es waren Luciens Züge, die sein kummervoll arbeitendes Herz auf und nieder wiegte!

Luciens Bild auf seiner Brust! — Ich stand schaudernd an einem Abgrunde, in dessen Tiefe zu blicken und seine furchtbaren Geheimnisse aufzudecken ich nicht wagte. Psyche fiel mir ein. Auch sie hatte das verborgene Verbotene bei nächtlicher Lampe geschaut, und darüber verloren, was früher ihr Glück gemacht!

Es brauchte lange, ehe ich mich sammeln, und nur zum Theil des Aufruhrs Meister werden konnte, der in mir tobte. Jetzt habe ich mir ein Tischchen nicht fern von des Unglücklichen Lager bereitet. Mein Blick bewacht ihn. Ich schreibe dir die Geschichte des gestrigen unseligen Abends, der noch unseligern Nacht!

Wie wird sich das Alles noch gestalten? Er liebt sie noch, oder wieder? Unmöglich kann ich das Erste glauben. Jene Scene im Posthause sprach seine Gefühle zu deutlich aus. Und dann, sein hartes Stillschweigen, sein Nichtachten aller ihrer Briefe, ihrer sanften Bitten und Klagen, so lange er mit der Herzogin in Paris lebte! Nein, er war ihr ungetreu; das ist entschieden.

Also hat er bereut? Hat er seinen Irrthum eingesehen, und ist zurückgekehrt zu dem frühern verjährten Gefühle? Aber warum gesteht er es nicht? Warum nähert er sich ihr nicht wieder? Von unserer Verbindung kann er nichts wissen, kaum etwas ahnen. Was kann ihn sonst zum Schweigen bewegen?

Und in diesem Schweigen nimmt er sich mit glühendem Eifer der Sache ihres Hauses an, setzt sich Gefahren aus, trotzt mit kühnem Muthe allen Hindernissen, wird vom Anblick ihres Briefes auf solche Art erschüttert, und trägt ihr Bildniß auf seinem Herzen!

Ich verwirre mich immer mehr, je mehr ich nachsinne, und mich bestrebe, in diese Nacht Licht zu bringen. Das allein ist klar, daß hier Geheimnisse verborgen liegen, die ich und selbst Lucie nicht ahnen kann.

Wie trüb ihr Brief war! Mich befremdete der Ton desselben um so mehr, als die gefahrlose Rückkehr des Vaters zu den Seinigen, die erste gesegnete Folge von Elmwalds Verwendungen, doch die schwerste Last von ihrem Herzen genommen haben, und sie wieder heiterer in die Zukunft blicken lassen muß. Oder soll ich an eine völlige Unheilbarkeit dieses wunden Herzens glauben? Und jenes Bild dort auf der bangathmenden Brust! O, nur

Einen Strahl des Lichts in diesem Dunkel, ernstes Schicksal! das mit unsern Planen, Irrthümern und Leidenschaften, als mit geringfügigem Spielzeug, seinen grausamen Scherz zu treiben scheint!

Elmwald bewegt sich stärker. Ich lösche mein Licht aus, der Tag fängt an zu dämmern. In mein Auge ist kein Schlaf gekommen. Vielleicht, daß der kühle Morgen mir einige Möglichkeit der Ruhe bringt. Leb' wohl!

68. Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris, den 24. November 1809.

Dem Himmel sey Dank, unsere Geschäfte neigen sich zu Ende, und bald wird mich Neuenbach verlassen. Es ist auch höchst nöthig, wenn ich nicht unter der Last der Kämpfe erliegen soll. Ich habe es vermocht, den Menschen, der aus Allen, welche die weite Erde bewohnen, mir — nicht der Verhaßteste — bei Gott! ich achte ihn von Herzen — aber derjenige ist, dessen Anblick mir die unerträglichste Qual verursacht, zu mir zu rufen, mit ihm zu leben, unter Einem Dache zu schlafen! Das vermag der Mensch, wenn er ernstlich will; das habe ich vermocht! Ich sagte es mit stolzem Gefühl. Aber der hochmüthige Aufschwung fängt an, sich schmerzlich zu rächen. Ich fühle, daß es durchaus nicht mehr lange so dauern darf, wenn ich nicht eben so schmählich endigen soll, als ich frevelnd und stolz begonnen. Vor einigen Tagen hätte ich es bald mit dem Leben gebüßt, wenn keine hülfreichen Menschen mich Ohnmächtigen gefunden, und in's Leben erweckt hätten.

Noch hatte — das war mir nicht schwer gewesen, aus meines Gefährten Reden abzunehmen — er keinen Brief

von Lucien erhalten. Ihren Namen vor ihm zu nennen, oder ihrer auch nur zu erwähnen, war mir nicht möglich; aber was ich wissen wollte, hatte ich erfahren. Es beruhigte mich. Schilt es kindisch, wenn du willst, ein einziges Tau ängstlich zu halten, wenn das ganze Schiff unsers Lebensglückes vor unsern Augen in den Abgrund versinkt! Genug, ich fand Trost in dem Gedanken, daß es nur ihre Pflicht, nicht ihr Herz war, was sie vielleicht an ihn knüpfte. Neulich komme ich eben nach Hause, wie er Briefe erhielt. Ich fasse darnach; der erste sogleich ist von ihr. Ich reiche ihn ihm; zu reden war ich nicht im Stande. Ich sehe ihn denselben mit hastiger Freude erbrechen, lesen. Seine Züge verdüstern sich, seine Hand sinkt mit dem Blatte. Was es enthalten haben mag? Gott weiß es! Gutes, Beruhigendes nicht. Aber in meiner Brust war auch der Sturm erwacht. Sonst und Jetzt, was ich verloren, was der neben mir besaß — regte sich in wildem Durcheinanderwirren in meinem Geiste; ich mußte fort, fort aus der beengenden Stube, aus der peinlichen Nähe. Draußen hing ein dicker Nebel bis tief in die feuchten dunkeln Straßen herunter, eine kalte Novemberluft berührte mich eisig. Dennoch war es besser, als was da oben in Neuenbachs Nähe mich ergriffen hatte. Ich eilte hinaus in's Freie, mir ward dem Anschein nach leichter. Wie lange ich mich in Nacht und Kälte herumgetrieben, weiß ich nicht. Ein schmerzliches Gefühl von Krampf und Schwindel weckte mich jetzt aus dem Labyrinthe unseliger Träume; ich fühlte, daß ich mich nicht lange mehr würde halten können, und eilte über's Boulevard unserer Wohnung zu. Da faßte mich der

Schwindel mit neuer Gewalt, und ich verlor das Bewußtseyn. Nach langer, langer Zeit fühle ich mich von sanfter Wärme durchdrungen, ich vernehme Stimmen, ein Lichtstrahl dringt durch mein geschloßnes Auge, ich schlage es auf — ich sehe mich zu Hause, und Neuenbachs Gestalt ist das Erste, was ich erkenne. O, ich wünschte mir meine Ohnmacht zurück!

Er ist ein guter Mensch. Er hat meiner mit Liebe und Sorge, wie ein Bruder, gepflegt, er ist die Nacht durch nicht von meinem Bette gewichen, ich danke es ihm mit gerührter Seele — aber er bleibt doch mein Feind!

Der Zufall ging bald vorüber. Ruhe und Wärme stellten mich nach zwei Tagen wieder her. Neuenbachs Betragen kommt mir seitdem verändert vor, doch vielleicht herzlicher und wärmer. Er gehört zu den weichen Seelen, die im Mitleid die mächtigste Anreizung zur Liebe fühlen, und ist hierin den Weibern gleich. Mein böser Zufall hat ihn mir um ein Großes genähert. Ich bin ihm dankbar dafür, aber ich wünsche dennoch seine Entfernung, und darf sie nun auch hoffen; denn es geht Alles seinen gewünschten Gang, und Florheim ist in diesem Augenblick schon in den Armen der Seinigen.

Wenn Neuenbach fort und Alles hier beendigt ist, eile ich zu dir und dem Vater. Was noch mit mir werden wird, weiß ich nicht. Dienste würde ich ungern annehmen. Meine Kraft ist aufgerieben, und mich verlangt nach Stille und Verborgenheit. Auch glaube ich für mich allein nicht viel zu bedürfen, so wie ich mit inniger Gewißheit mir vorauszusagen getraue, ich werde nicht alt werden. Die Erfahrungen der letzten zwei Jahre waren zu bitter.

Ich habe etwas Gewagtes unternommen; ich wollte sehen, was ich im Stande wäre, an eine Idee, an die Liebe zu dem einzigen Weibe zu wenden, das mir wahrhaft als solches erschien. Wirf mir mein Verhältniß zur Herzogin nicht ein! Der vorüberfliehende Rausch gereizter Phantasie und verirrten Mitleids gegen eine ausgezeichnete Frau, die mir mit unverhehlter Leidenschaft entgegen kam, verdient diesen Namen nicht. Es war kaum eine zärtlichere Neigung. Ich habe nur Einmal geliebt.

Aber ich weiß, daß auch Lucie nur Einmal liebte. Dieser Neuenbach hat ihr Herz nicht. Das erkenne ich so deutlich, wie ich mein innerstes Selbst schaue. Er hat sich Verdienste um sie erworben, Ansprüche an ihren Dank; ihr Vater mag vielleicht befohlen haben, und sie hat gehorcht. So sehe ich Alles genau und hell in ihrer Seele. Nur über Einen Punkt, über ihrem hartnäckigen Schweigen während meines vorjährigen hiesigen Aufenthalts, liegt noch ein undurchdringliches Dunkel. Dies vermag ich nicht zu lösen. Sie hat an mir gezweifelt; das ist unser Unglück, nicht meine Schuld. In diesem Zweifel hat sie sich zu falschen Ansichten, zu falschen Schritten hinreißen lassen. — Aber geliebt? — Nein, geliebt hat sie nie einen Andern, als den, dem sie sich im Angesichte des Todes verlobte — nicht zum frohen Bündniß; das beweis't der Erfolg.

Es ist keine leichte Aufgabe meines Kopfes, hier klar, und eine noch schwerere Aufgabe meines Gemüthes, hier ergeben zu bleiben, und in dieser Vereitelung der unschuldigsten Hoffnungen, in dieser Zernichtung eines Bandes, das nur in der reinsten Absicht gegenseitiger

Beglückung und Veredlung geknüpft war, einen heiligen Zweck väterlicher Vorsehung, und nicht ein grausames Spiel willkührlicher Macht, oder blinder Naturgesetze zu erblicken, wovon eines so trostlos ist, wie das andere! O, es gibt Augenblicke, wo alle Lehren der Vernunft, alle Trostgründe des Glaubens nicht hinreichen, jene feindseligen Vorstellungen von mir abzuhalten. Das sind meine furchtbarsten Stunden.

Laß mich nicht länger bei diesen Erinnerungen verweilen! Das bloße Denken daran regt die dunkle Tiefe auf; wie trübe Schatten steigen die bösen Vermuthungen und Schlüsse empor, reihen sich in furchtbarer Größe aneinander, schlagen die dunkeln Fittige über mein Haupt zusammen, und hüllen Alles um mich in Finsterniß. Wie leicht ist es, zu glauben, zu vertrauen, wenn man glücklich ist? Aber unter Schrecken und Schmerzen festhalten in Glauben und Hoffen — dazu gehört mehr Kraft, als ich manchmal zu besitzen mich rühmen darf.

69. Herzogin Alexandrine von Z** an die Gräfin Herminie von S**.

K.., den 20. November 1809.

Welcher tückische Zufall muß gerade in dem Augenblicke, wo ich deines Umgangs, deiner Theilnahme, deines Raths bedürfte, die unangenehmste Störung herbeiführen, und dich wieder auf dein Landgut rufen, um in den trüben Novembertagen ein Paar Wochen mit langweiligen Geschäften zuzubringen, Rechnungen zu revidiren, und den Betrügereien deiner Beamten nachzuspüren! Ich erkenne zwar, daß hier nichts zu thun war, als dich ziehen zu lassen; aber ich fühle darum nicht minder, daß du mir überall fehlst, und daß die

wenigen Tage, an denen ich nach so langer Entbehrung deiner recht mit vollen Zügen genoß, mir diese neue Abwesenheit nur desto unerträglicher machen.

Es liegt mir etwas auf dem Herzen, um dessentwillen ich deiner jetzt mehr als jemals bedürfte. Ich stehe, bald möchte ich sagen, gleich dem Alciden am Scheidewege, wenn der Vergleich ganz passend wäre. Hier bietet die freundliche Gegenwart mir zuversichtlich die Hand, zeigt mir eine sonnig fruchtbare Ebene voll fleißigen Anbaues, voll Frieden und heiterer Behaglichkeit, wo sich's lieblich wohnen und ruhig leben läßt; dort tritt die Vergangenheit mit dem düstersinnigen Blick hervor, ihre Hand weis't auf jene Berge hin, wo romantische Felsenklüfte mit blumenreichen Thälern wechseln, der Wassersturz aus nebligen Höhen fällt, und unten in der sonnigen Tiefe den Regenbogen auf seinen beruhigten Wellen trägt, wo ein ewig reges Leben mächtiger Naturkräfte waltet, steter Wechsel zu stetem Kampfe fordert, aber auch unaussprechliche Schönheiten das Gemüth zu erhabenen Empfindungen stimmen.

Aber, ohne Bilder zu sprechen, der Herzog weiß, daß Elmwald in Paris ist. Der Urlaub von sechs Monaten, den dieser von Marseille aus gefordert, ist noch nicht zu Ende. Die alte Zuneigung meines Vaters erwacht, er kann sich von dem Liebling nicht scheiden, und er will nicht annehmen, daß es Alphons je Ernst gewesen, unsere Dienste ganz zu verlassen. Er liebt den Jüngling, und glaubt, dessen Liebe zu ihm müsse eben so stark seyn. Auch hat er etwas vom Zusammenhang der Dinge erfahren, daß nämlich Elmwald die Legationssecretärs-Stelle heftig gewünscht, daß der Kummer um ihre Versagung,

und die weitaussehende Sendung nach Frankreich seine Gesundheit untergraben, und ihn dann zu jenem übereilten Entschlusse getrieben habe. Das thut dem gütigen Greise leid. Er will nun gut machen, will an Alphons schreiben lassen, und ihn zurückrufen.

Das beunruhigt mich. Wohin soll es führen? Ich weiß, daß er von seiner Lucie nun und nimmer läßt, daß diese unselige Neigung zu ihr Schuld an allen verkehrten Schritten war, die er gethan, seit ich ihn kenne; ich sehe ein, daß, wie er ankömmt, alle Leiden, alle alten Stürme wieder beginnen werden — und dennoch wallt eine Regung des Entzückens in mir empor, wenn ich nur den Gedanken des Wiedersehens denke, wenn ich mir den Augenblick vergegenwärtige, wo ich diese Gestalt erblicken, diese Stimme hören, das bezaubernde Spiel seines Geistes, den Reichthum seines Gemüths erkennen soll!

Und Dümesnard? Hier liegt der Knoten! Er war gegenwärtig, als mein Vater über Elmwald sprach. So streng der feine Diplomatiker sich zu beherrschen weiß, zuckte doch ein bittersüßes Lächeln um seinen Mund. Den übrigen Abend war er meist stille, und seitdem ist seine sonst so gleiche Laune gestört. Kommt Elmwald an, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Dümesnard uns verläßt. Ich verliere den klaren zuverläßigen Freund, den treuen Rathgeber, den höchstliebenswürdigen Gesellschafter; und gewinne? — nichts als Schmerz, Stürme und alle Martern der Ungewißheit. Vernunft und Dankbarkeit, ja die gemeine Klugheit rathen mir, Alles anzuwenden, damit jener nicht komme, und dieser sich nicht entferne. Ich weiß es; aber das verödete Herz

langt, gleich einem verzogenen Kinde, nach dem glänzend gefährlichen Spielzeug, und eilt achtlos an der Blume vorüber, die ruhig duftend am Wege steht.

Darum, Herminie, um dieses Zwiespalts in meiner Brust wegen, wünschte ich so sehr, dich bei mir zu haben. Du sollst mich über mich selbst, über meine Wünsche, über die wahren Bedürfnisse meines Geistes aufklären; du sollst mit Dümesnard sprechen und ihn ausholen. Ich möchte die Natur seiner Gefühle für mich kennen, ich möchte wissen, was ich von ihm zu erwarten habe, ob er auch im Stande wäre, seiner Zugvogel-Natur um unsertwillen zu entsagen?

Kannst du nicht bald in die Residenz kommen — mit Briefen ist hier nicht viel zu thun — so sollen Schneegestöber und Winterstürme mich nicht abhalten, zu dir zu eilen. Bei dir finde ich eine warme Stube und ein warmes Herz. In zwei Tagen ist dann mündlich mehr ausgerichtet, als durch hundert geschriebene Blätter.

70. Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris, den 26. November 1809.

Lies den eingeschlossenen Brief, den ich vorgestern von Fanny erhielt, lies ihn, und dann schließe auf meine Gemüthsstimmung!

Franciska Florheim an Eduard Neuenbach.

O..g, den 14. November 1809.

Ehe Sie diesen Brief lesen, verehrter Freund, muß ich Sie bitten, das Auffallende meines Schrittes, die scheinbare Uebereilung, daß ein junges Mädchen zuerst an einen Mann schreibe, mit Ihrer gewohnten Nach-

sicht zu entschuldigen, da ich sowohl unsere genauere Bekanntschaft, als das Dringende der Umstände für meine Rechtfertigung anführen kann.

Sie werden aus Luciens Brief, welchen sie Ihnen vor einigen Tagen geschrieben, erfahren haben, daß unser geliebter Vater, in Folge Ihrer gütigen und eifrigen Verwendung für ihn, uns endlich wieder gegeben ist, nachdem wir beinahe zwei Monate in steter Angst um ihn zugebracht. Der Tag seiner Ankunft war ein Freudenfest für das ganze Haus, und unserm Glücke mangelten nur zwei Dinge: Ihre, des großmüthigen Freundes, Gegenwart, und meiner Schwester heitrere Stimmung. Sie theilte zwar im ersten Augenblicke unsere frohe Trunkenheit; aber sie war bereits einige Zeit vor diesem glücklichen Ereignisse durch innere Kämpfe so aufgerieben, daß wir nicht ohne Grund selbst vor jener freudigen Erschütterung zittern, und traurige Folgen fürchten mußten. Und diese Kämpfe, diese innere Zerstörung sind es, welche mich zwingen, Ihnen zu schreiben, da ich es für meine Pflicht sowohl gegen Sie als Lucien halte, Sie in die vollkommene Kenntniß der Lage der Dinge zu setzen, welche auf Ihr und meiner Schwester künftiges Glück den wichtigsten Einfluß haben müssen.

Einige Zeit vor der Rückkehr meines Vaters erhielt Lucie von unbekannter Hand ein ziemlich dickes Paket, und als sie es öffnete, fanden sich in demselben zu ihrem Erstaunen und Schrecken zehn bis zwölf Briefe ihres Jugendfreundes Elmwald an sie, die er ihr im vergangenen Winter aus Paris geschrieben, und die, Gott weiß, durch welchen Zufall, oder durch welche Bosheit, liegen geblieben, wo nicht gar unterschlagen worden waren.

Dem Anschein nach waren sie uneröffnet, obwohl es mich dünkte, hier und da Spuren einer heimlichen Gewaltthätigkeit zu bemerken. Sie enthielten die deutlichsten Beweise von Elmwalds unveränderlicher Liebe, von seinem Schmerz über Luciens Stillschweigen, von seiner unerschütterten Treue, und somit auch für meine Schwester die volle Ueberzeugung, daß Elmwald ihre Briefe nicht erhalten habe.

Welchen Eindruck die Lesung derselben, so wie die klare Erkenntniß, die daraus hervorging, auf Luciens Gemüth machte, überlasse ich Ihnen, zu ermessen. Sie war in den ersten Stunden in einem Zustand, der an Geistesabwesenheit grenzte. Wir fürchteten für ihre Gesundheit, für ihren Verstand. Was sie gerungen, gelitten, gebetet, weiß nur Gott, der sie auch nach einigen Tagen mit wunderbarer Stärke segnete, so daß sie sich aus dem Abgrund ihrer Verzweiflung aufrichten, und sich ermuthigen konnte, fest und beharrlich auf dem einmal vorgezeichneten Wege fortzuschreiten. Indeß kam die frohe Nachricht von der Rückkehr meines Vaters. Der genaue Zusammenhang, in welchem seine damalige Flucht und die Verfügungen, welche er bei'm Abschied traf, mit ihrer Zukunft, und folglich auch mit der eben erlangten Kenntniß von Elmwalds Gesinnung standen, regte sie mit einer Heftigkeit auf, die ich diesem sonst festen und sanften Gemüthe nicht zugetraut hätte, und dieser Zustand währt im Ganzen fort, und wechselt nur mit einzelnen Stunden ruhigerer Fassung, die sie sich durch strenge Selbstbeherrschung und heißes Gebet errungen.

Neuenbach! Sie sind unser Freund, Sie haben sich

als solcher in den trübsten Augenblicken bewährt; Sie sind die Stütze unsers Hauses, der großmüthige Retter meines Vaters gewesen. Die Verpflichtungen, welche wir gegen Sie haben, sind unermeßlich, unabtragbar. Das fühlen wir Alle, das fühlt vorzüglich Lucie, und dieses Gefühl — lassen Sie es mich gestehen! — ist vielleicht die Hauptursache des Sturms, der ihre Brust bewegt. Sie würde ihr Wort, das sie freiwillig und mit vollkommner Ueberzeugung von der Würdigkeit des gewählten Lebensgefährten gegeben, ohnedies nie zu rück genommen haben; denn sie erkennt die Heiligkeit desselben so, als ob sie es vor dem Altar gesprochen hätte. Jetzt aber, wo der Verlobte auch der Befreier des geliebten Vaters, der Retter aus namenlosem Unglück ist, jetzt weiß ich, daß sie lieber Alles dulden, alles opfern, als zurücktreten würde; ja der Gedanke, sich Ihnen unter diesen Verhältnissen willenlos zu ergeben, hat für ihre schwärmerische Seele einen Reiz, der allein im Stande ist, die Bitterkeit ihres sehr herben Schicksals zu mildern, und ihr die Kraft zu verleihen, jetzt nicht zu wanken. Aber, o treuer, edler Freund! glauben Sie denn auch wohl, daß dies willenlose Opfer glücklich machen, und glücklich seyn werde?

Ich darf, ja ich muß es Ihnen sagen, was Luciens Gewissenhaftigkeit ihr zu gestehen verbeut, was in ihrer Brust niederzukämpfen, sie die letzten Kräfte ihres Wesens anstrengt. Sie liebt Alphons noch eben so glühend, wie zuvor, und sie weiß seit drei Wochen ungefähr, daß sie noch eben so von ihm geliebt wird. Sein Betragen gegen die Herzogin, seine schnelle Abreise von Paris, sein Ansuchen um Urlaub, sein Verschwinden, Alles erscheint

nun in ganz anderm und wie verklärendem Licht. Neuenbach! Soll ich aussprechen, was ich denke, was ich hoffe?

Ich fühle das ganze Gewicht der Zumuthung, die in diesen Worten liegt. Es ist so groß, daß ich es mit Worten auszudrücken nicht wage; aber ich lege meinen stillen Wunsch an Ihr Herz, edler, uneigennütziger Freund, der Sie uns durch die Gefahren, denen Sie sich um unsertwillen ausgesetzt, einen unvergeßlichen Beweis Ihrer Großmuth und Ihrer aufopfernden Liebe gegeben haben. Sie haben uns den Vater erhalten; ach, erhalten Sie uns auch die Mutter, indem Sie es Lucien möglich machen, das Leben freudig zu ertragen!

Daß sie nichts von diesem Brief ahnet, den ich heimlich, und nicht ohne Sorge entdeckt zu werden, geschrieben habe, werden Sie vermuthen. Verrathen Sie mich daher nicht, Sie mögen nun durch meinen Brief auf was immer für eine Art zu handeln bestimmt werden! Schweigen Sie davon vor Allem gegen meinen Vater! Sie könnten mir einen Verdruß zuziehen, von dessen Größe und Folgen Sie sich vielleicht keine Vorstellung machen werden, da Sie nicht berechnen können, wie reizbar das Unglück unsern guten Vater gestimmt hat. Ich zähle daher auf Ihr Zartgefühl, Neuenbach! und darum zähle ich mit voller Zuversicht. Franciska.

Drei Tage sind es nun, seit ich dies unglückliche Blatt erhalten, drei Tage unter Höllenqualen verlebt! Es bleibt nur Ein Entschluß, ich weiß es; denn es gibt nur Einen Ausweg — entdecken — verlieren!

Wie glühendes Erz fielen die Worte in Franciska's Brief auf mein Herz, daß ich es sey, dem sie die Be-

freiung ihres Vaters, die Rettung ihres Glückes danken. Dieses Wiederholen derselben Idee, dies Vorerzählen ihrer Verpflichtungen, ihres Dankgefühls — o es ist unerträglich!

Was ich mitgewirkt — kann es wohl in Betracht kommen? Alles, Alles hat Elmwald gethan. Er hat sich mit Gefahr seiner Existenz in halsbrechende Unterhandlungen eingelassen; nur seiner Gewandtheit in Geschäften dieser Art, und seinen frühern Verbindungen war es möglich, hier durchzudringen. Tausend an seiner Stelle würden unterlegen seyn. Er geht als Sieger hervor, und — mit zerrissenem Herzen.

Er war also nicht treulos, oder er hat eine vorübergehende Verirrung wieder gut gemacht. Er hat aus Paris an Lucien geschrieben, er hat ihre Briefe nicht erhalten, er hat sie für ungetreu, oder wenigstens für verändert halten müssen — und er opfert Alles, was ihm noch Werth haben kann, für sie!

Und soll ich kleiner neben ihm stehen? Soll ich hier genießen wollen, wo Alles um mich in Schmerz und Elend darbt? Die sterbende Lucie sollte ich an mein Herz drücken? Ihr Todeslächeln könnte mich beglücken? Mit dem Opfer eines hingeschlachteten Daseyns soll ich meine Treue belohnen lassen?

O Elmwald! Elmwald! Mensch, den ich achten und dennoch beinahe hassen muß! Warum hat das Geschick dich in meine Bahnen geführt! Seit vorgestern, seit der unselige Brief die nagende Schlange voll tödtlichen Giftes in meine Brust geworfen, stehe ich ganz anders zu ihm. Ich kann ihn nicht mehr lieben; er hat mir zu viel geraubt. Aber ich kann ihn beglücken wollen — und ich werde es!

Welches ist der Zauber, der sein Wesen begleitet, ihm die Herzen unterwirft, und seine Fesseln unzerreißbar macht? Ich fasse es nicht. Eine Weile fing er an, auch über mich diese Macht zu üben. Franciska's Brief hat sie zerstört. Ich stehe frei neben ihm. Er hat edel gehandelt, groß, wenn du willst. Auch in meiner Brust lebt Kraft zu ähnlichen Aufopferungen. Er soll Lucien——

O Gott! Großer Gott! Was bin ich im Begriffe, auszusprechen! — Also ihr entsagen? Also auf das ganze Glück meines Lebens verzichten? Nein, dies Opfer ist zu ungeheuer! Ich kann nicht!

Sie war nicht Elmwalds mehr. Er hatte ihr längst entsagt, als er mit edler Uneigennützigkeit für die Rettung ihres Vaters das Schwerste unternahm. Er hat viel auf's Spiel gesetzt, es ist wahr; aber was ist das Alles gegen Luciens Besitz, gegen die Seligkeit, sie sein nennen zu können! Nein! Meine Entsagung wäre ungleich größer. — Ich kann nicht — werde daraus, was da will!

Den 27. Morgens.

Ich habe eine furchtbare Nacht durchgekämpft. O, wie oft, seit den letzten drei Tagen, hat jener Wechsel streitender Gefühle, wie sie das erste Blatt meines Briefes enthält, in meiner Brust schmerzlich auf- und abgewogt! Nein! Die Freundschaft, die Liebe, ach, der Himmel selbst kann mir nicht zürnen, wenn die zitternde Natur sich vor der Vernichtung entsetzt, wenn die Hand zurückbebt, die das eigne Todesurtheil unterzeichnen soll. Ich weiß, was ich muß, was allein hier zu thun ist; und mir fehlt die Kraft, es auszusprechen.

Francisken jetzt schon zu antworten, ist mir nicht

möglich. Ich bin nicht im Stande, meine Gedanken so weit zu ordnen, um sie zusammenhängend und mit der Deutlichkeit, die ich dem guten, theilnehmenden Wesen schuldig bin, hinzuschreiben. Ich habe wohl noch eine Weile zu kämpfen, bis dieser Sturm nur in so weit beruhigt ist, um in meinem entzündeten Gehirn eine klare Gedankenreihe aufkommen zu lassen. Leb' wohl!

72. Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris, den 30. November 1809.

Welche Entdeckung! Noch wie betäubt, und keiner deutlichen Vorstellung mächtig, sitze ich hier, und sinne, ob es ein Traum ist, der mich äfft, wie so oft in meinem Leben die schönsten Hoffnungen gethan, oder ob ich glauben darf, was ich hörte, was ich las, sey Wirklichkeit?

Gestern Abends kam die letzte Entscheidung wegen der Florheim'schen Angelegenheit aus dem Büreau des Ministers an mich. Es war nun in O...g alles beigelegt, Florheim mit Aufopferung eines bedeutenden Theils seines Vermögens von der übrigen über ihn verhängten Strafe losgesprochen, seine politischen Unternehmungen aber als wenig gefährlich erklärt, und Alles zur großen Zufriedenheit der Familie beendigt.

Ich eilte noch spät mit dem Blatte in Neuenbachs Zimmer, der seit ein Paar Tagen ganz sonderbar zerstreut, ja verstört, sich meist außer dem Hause umhergetrieben hatte. Er empfing es mit starrem Blick aus meiner Hand, las es, sank bleich und erschöpft auf einen Stuhl, und winkte mir, als ich mich ihm besorgt nähern wollte, mich zu entfernen. Ich sah ihn bedenklich an; aber ich ging. Diese Wirkung meiner Nach-

richt war mir, ich gestehe es, unerwartet. Ich hatte mich ihrer rein erfreut, um des Guten willen, das dem Florheim'schen Hause, das Lucien daraus entsprang, und auch, weil meine Stellung zu Neuenbach, die immer drückend, aber in der letztern Zeit seines seltsamen Betragens wegen sehr unangenehm gewesen war, nun aufhören und uns Beiden die Freiheit gegeben werden würde, in ganz entgegengesetzten Richtungen unsern Lebensweg fortzusetzen.

Heut Morgens trat er zu mir herein. Seine Züge waren bleich, verfallen, seine Augen trugen Spuren vielen Weinens. Erschrocken eilte ich ihm entgegen. Da reichte er, ohne zu sprechen, mir ein Blatt, von Frauenzimmerhand beschrieben, und sagte nach einigen Augenblicken mit fast tonloser Stimme: ich war mit Lucien verlobt. — Das ist vorbei. Sie sind der Retter ihres Vaters. Sie lieben sie noch — ich trete sie Ihnen ab. Er wandte sich, um zu gehen. Ich sah ihn zittern, schwanken; ich sprang auf ihn zu, und ließ ihn auf einen Stuhl niedersitzen. Die Menge der Gedanken und Gefühle, die in dem Momente auf mich eindrangen, hemmten auch meine Worte; doch suchte ich ihm stillschweigend einige Hülfe zu leisten. Er winkte verneinend. Er blickte auf zu mir; es lag ein Ausdruck von unsäglichem Schmerz in diesem Gesichte, in diesen rothgeweinten Augen, der mein Innerstes bewegte. Neuenbach! rief ich: wo denken Sie hin? Besinnen Sie sich! Wenn Sie mit Lucien verlobt sind — so ist es Ihre Pflicht —

Er schüttelte heftig mit dem Kopf, und seine Thränen brachen wieder hervor. Mein innigstes Mitleid wurde rege; aber er war nicht im Stande, mir mehr

zu erklären, er wies nur auf den Brief, den er mir gegeben. Ich trat an's Fenster, und las. Er war von Franciska. Gerechter Gott! Welche Entdeckung! Unsere Briefe müssen unterschlagen worden seyn. Sie hatte keinen von mir, so wie ich keinen von ihr, erhalten. Ein Zufall spielt ihr jetzt die meinigen in die Hände, jetzt, wo sie, wie es scheint, auf ihres Vaters Geheiß halb gezwungen mit Neuenbach verlobt war. Die Lösung jener Briefe, die Ueberzeugung, welche daraus hervorging, hatten beinahe ihr Leben in Gefahr gebracht. Franciska wendet sich an Neuenbachs Großmuth, um von ihm die Lösung jenes Bandes zu erbitten, das keinen Theil mehr beglücken kann.

Ich war tief erschüttert; ich stand sprachlos, das Blatt in der Hand. Neuenbachs schmerzliche Laute gaben mir zuerst wieder Besinnung. Ich eilte zu ihm. Ich beschwor ihn, sich nicht zu übereilen, und alles zu erwägen; Lucie allein könne hier entscheiden; uns stehe kein Tausch, kein Handeln um ihren Besitz zu. Er richtete sich empor, blickte mich trüb an, sagte: o, sie hat mich nie geliebt! Ihr Herz hat ewig an Ihnen gehangen! — und sank dann wieder in Thränen zurück.

Ich ließ ihn gewähren, ich ließ dies schmerzhafte Gefühl sich in diesem Ergusse verströmen. Es zu stören oder aufzuhalten, wäre unnütz gewesen. Was meine Brust bewegte, verstattete ohnedies keine Aeußerung. Endlich hatte der Unglückliche sich gefaßt, er stand auf. Reisen Sie nach O..g! sagte er: ich habe an Franciska und an den Vater geschrieben. Bald werden sie wissen, wem sie ihre Rettung verdanken, wer heiß und treu von Lucien geliebt wird, und sie wieder liebt — und wie elend ich bin!

Ich zog ihn an meine Brust. Neuenbach! rief ich: Sie haben die Geliebte noch nicht verloren. Lucie — ich sage es noch einmal — Lucie muß entscheiden! Nehmen Sie mich zum Freund, zum Bruder, an!

Bruder? rief er: — Bruder! — Ja wohl! — Und sie wird dann meine Schwester! Er warf sich mir um den Hals, seine Thränen floßen auf's neue. Wir hielten uns innig und lang umarmt. Gewiß, Neuenbach ist ein edler Mensch; aber Lucien kann er nicht beglücken!

Er riß sich endlich los, nachdem er mich mehr als einmal mit schmerzlicher Wärme, Bruder, genannt hatte, und verließ mich. Seitdem sitze ich hier, und sinne mich müde, und zittere vor der Annäherung eines Glückes, das ich schon mehr als einmal so nahe gesehen, das mir jedesmal wieder entschwunden, und jetzt — o mein Gott! Sollte es möglich seyn? Hättest du meinen Schmerz angesehen, meine Thränen gezählt? Und sollte ich hienieden noch Glück finden können?

Abends.

Neuenbach ist nicht wohl. Die Erschütterung der letzten Tage hat ihn angegriffen; doch hoffe ich, es soll nicht von Bedeutung seyn. Der Unglückliche! Ich fühle, was er leidet, und ich wage es nicht, ihn zu trösten. Alles, was ich sagen kann, weil es aus meinem Munde kommt, muß ihn verletzen.

Ich habe viel, viel nachgedacht über Alles, was ich diesen Morgen von ihm gehört. Sprechen will ich nicht mit ihm darüber. Das Berühren dieser frischblutenden Wunden kann nicht anders als schmerzhaft und unheilbringend seyn. Er hat dem Vater geschrieben? Das war eine sehr begreifliche Aufwallung von Großmuth,

von Zartgefühl. Er wollte den Dank nicht allein ernten, den er nicht ganz allein verdient hatte. Ich fasse und billige das. — Aber hat er meinen Wünschen mit dieser Erklärung wohl genützt? Ich fürchte, nein! Nach meinen früheren Erfahrungen, selbst nach Franciska's Brief, ist von Florheim wenig zu hoffen. Und wenn auch! Meine Laufbahn ist zerrissen. Der Herzog wird nach dem Schritte, den ich in Marseille gethan, schwerlich den rückkehrenden Flüchtling gütig aufnehmen, und — ohne Amt, ohne Einkünfte, wie dürfte ich tollkühn und unzart genug seyn, Luciens vom Vater, von den Umständen, von der Welt gebilligtes Bündniß mit Neuenbach zu stören, mich vorzudrängen, und ihr die Hand des Brod- und Heimathlosen anzubieten? Nimmermehr!

Schreiben will ich nach K.. und mich unter der Hand erkundigen. Ich achte dies für Pflicht. Ich will Alles thun für die bloße Möglichkeit von Luciens Besitz. O, Bruder! Schon das Zusammendenken dieser zwei Begriffe, meine Zukunft und Lucie, ist ein Glück, an dessen Daseyn ich zu glauben verlernt hatte. Es tritt mir wieder entgegen, es leuchtet mir dämmernd von ferne, aber nur zweifelnd gibt mein der Hoffnung entwöhntes Herz sich dem schmeichelnden Anschein hin, und öffnet sich, streng und lange verschlossen, fast widerstrebend dem freundlichen Strahl. O, mein Gott! Wenn ich wieder aufgeben, wieder zurückstürzen sollte! Das würde mich tödten!

Was Neuenbach mir gesagt, so viel es ihm scheint, so schmerzlich es ihn trifft, für mich ist es wenig. Franciska's Brief enthält nur die Bestätigung alles dessen, was ich längst ahnete, daß Luciens Liebe

zu mir unverändert fortgewährt, und daß sie Neuenbach ihre Hand nur aus Ueberredung gereicht. Der einzige Umstand mit den verlornen Briefen ist neu. Er erhellt das Dunkel, das noch für mich auf dem Zusammenhange des Ganzen haftete, und dient nur, uns die Pfade klar zu zeigen, auf welchen uns der Zufall oder Bosheit rettungslos zum Unglück führte. Ich weiß, daß ich ewig in Luciens Brust herrschen werde; aber sie darf dieser Stimme nicht folgen, wenn der Vater nicht selbst sie ihres Worts entbindet. Du siehst, welche Berge sich noch vor mir aufthürmen, und ob ich Recht hatte, mein Herz festzuhalten, daß es sich nicht verlocken lasse.

Dennoch regt sich die Hoffnung schmeichelnd, flüsternd in der innersten Tiefe der Brust, und läßt mich nicht ruhen. Holde Bilder erscheinen mir; die Tage meiner glücklichen Jugend steigen vor mir empor, ich sehe Lucien in der Blüthe ihres damals so reizenden Frohsinnes vor mir stehen. Ach Gott! Wo sind diese Zeiten, und was sind wir selbst!

73. Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris, den 3. December 1809.

Morgen reise ich von hier ab, und liege in wenigen Tagen an deinem Herzen. Oeffne mir deine Arme, mein Freund! Nimm den Todtwunden an deine Brust! Kann er noch genesen, so ist es an jener Stelle. Es geht Alles seinen Gang, wie ich es dachte, von dem Augenblick an, da ich vor zehn Tagen Franciska's Brief erhielt. Dem Glücklichen gereicht eben Alles zum Glück, und wer viel hat, dem wird noch mehr gegeben! Ach, ich will Alphons nicht beneiden, ich gönne ihm, was ihm der

Himmel so reichlich schenkt; er hat lange genug gelitten. Nun ist die Reihe an mir, und ich darf wohl fühlen, daß ich leide. Florheims Prozeß ist ganz geschlichtet. Ihm verdanken sie Alles, was Günstiges für sie geschehen ist. Ich habe es dem Vater, ich habe es Franzisken geschrieben; ich will keinen Dank, wo ich kein Verdienst, oder nur geringes habe. An Lucien zu schreiben, habe ich nicht vermocht. Sie soll glücklich werden; ich wünsche es ihr, das weiß Gott! Daß sie Elmwald mehr liebt, wie mich, sichert ihr freilich ein größeres Glück an seiner Seite. Zärtlicher, aufopfernder, als ich, kann er sie nicht lieben. Er hat viel für sie gethan. Mir ward es nicht so gut. Was ich für sie geleistet und gelitten, was ich mit Freuden noch künftig opfern und leisten will, fällt nicht in die Augen. Mein Wille war ernst und rein; er ist es noch. Sie reiche Elmwald die Hand, und sie fordere mich auf, mein Leben für sie hinzugeben; ich bin bereit es zu thun, so wie ich bereit war, in O...g ihrer Hand zu entsagen, wenn sie es gefordert hätte, und dennoch für sie und die Ihrigen Alles zu thun, was die Umstände forderten.

Es ist eine Verkettung unseliger Zufälle, die mich von dem Augenblicke an verfolgt, wo ich sie kennen lernte. Alles, was ich unternahm oder vermied, was ich suchte oder floh, um jenem Einfluß zu entgehen, Alles wandte sich mir unter der Hand zum Verderben. Ueberall trat Eine Gestalt in der Erinnerung oder Gegenwart mir feindlich entgegen, überall hatte ich mit ihr zu kämpfen, und jetzt schon beinahe am Ziel entreißt sie mir die Palme, und geht als Sieger aus dem Streit.

Ich werde ihm nicht mehr in den Weg treten. Er wandle seine Bahn! Ich habe ihn achten gelernt; ja es gab Augenblicke, wo ein Gefühl inniger Liebe in meiner Brust aufwallte. Stünde er mir nicht so verderblich entgegen, ich glaube, ich hätte mit schwärmerischer Liebe an ihm hangen können. Es liegt etwas höchst Einnehmendes, ja Bewältigendes in seinem Wesen. Aber so, wie wir jetzt stehen, bleiben nur Achtung und Schmerz in meiner Brust. Die Genugthuung konnte ich mir nicht versagen, in den letzten Tagen, welche wir zusammen zubrachten, und wo sich unsere Herzen oft und wahr gegen einander aufschloßen, ihm zu sagen, daß ich ihn dazumal in O..g an Luciens Seite nicht zum erstenmal gesehen. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und seines im Posthause. Er hörte mir aufmerksam und stillschweigend zu; ein feines Lächeln bildete sich um seine Lippen. Haben Sie das Lucien erzählt? fragte er zuletzt. Ich stutzte, doch verhehlte ich es ihm nicht; dazu war ich zu stolz. Gut denn! antwortete er: das ist mir lieb; sie wird in Ihrer unbefangenen Erzählung die Bestätigung meines Geständnisses gefunden haben. Ja, es war eine Abschiedsscene; nur konnten Sie ihren ganzen Sinn nicht errathen. Ich schied von der Herzogin, nicht, weil unsere Straßen sich trennten, sondern weil ich ihr kurz vorher, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, erklärt hatte, daß ich verlobt sey. Daraus war ihre und selbst meine stärkere Bewegung zu deuten; und deßhalb war mir auch später das Zusammenleben mit ihr in Paris so peinlich.

Ich schwieg. Was konnte ich auf diese Antwort sagen! Was ich gedacht, wäre, zu äußern, vielleicht unzart

gewesen. Ich brach daher das Gespräch ab. Den Tag darauf erhielt er eine Staffette von seinem Hofe, des Inhalts, daß, da sein sechsmonatlicher Urlaub nunmehr zu Ende sey, der Herzog seine Rückkehr erwarte, und ihm vor der Hand auftrage, sich zur Uebernahme der Legationssecretärsstelle in O..g bereit zu halten, welche der Herzog ihm in Anbetracht seiner, ihm in Paris geleisteten, Dienste zu übertragen geruhe.

Ich war dabei, als der Brief anlangte. Diese Wonnetrunkenheit, diese Verklärung der Züge, diese thränenvollen zum Himmel gerichteten Blicke schildern keine Worte. Wenn Lucie, wenn die Herzogin ihn öfters in solchen Augenblicken gesehen haben, so begreife ich ihre Bezauberung. Er war wirklich hinreißend.

Seine Brust arbeitete, ich sah, daß es ihn drängte, sich einem fühlenden Wesen mitzutheilen, und nur ich allein war der, dem er den tiefsten Quell seiner Freuden nicht offenbaren konnte. Ich fragte ihn theilnehmend — er sah mich einen Augenblick zweifelhaft an, dann reichte er mir das Blatt hin. Ich begriff Alles, mein ganzes Unglück! Und doch mußte ich ihn umarmen, und ihm vergönnen, an meinem Halse seine Freudenthränen zu weinen. Wir hielten uns lange umfaßt. Er richtete sich endlich auf, sah mich mit trübem Ausdruck in den dunkeln Augen an, und sagte: Eduard! Warum kann ich mein Glück nicht mit dir theilen! Warum muß, was mich beseligt, dich so schwer verlezzen! Ich versicherte ihn, und, bei Gott! ich fühlte es so in dem Augenblicke, daß ich mich seines Glückes um seinet= um Luciens willen herzlich freute. Das glaubte er mir, und umfaßte mich von neuem. Seitdem stehen

wir einander näher; dennoch war ich froh, als ich ihn gestern abreisen sah.

Ich folge ihm übermorgen. Meine Geschäfte sind abgethan. Was habe ich auf der Welt noch zu verrichten? Meine Zukunft liegt hinter mir. Ob ich je nach O..g zurückkehre, ob ich nach langer Zeit Lucien wieder zu sehen vermögen werde, weiß ich nicht. Auf jeden Fall besinne ich mich erst, wenn ich bei dir bin. Florheim ist wohl so gut, meine Angelegenheiten indeß zu den seinigen zu machen, und das Uebrige gibt der Augenblick — die Stimmung. Leb' wohl!

74. Franciska Florheim an Rosalinden.

O..g, den 2. Januar 1810.

Schon einmal, mein verehrtes Fräulein, hatte ich die Ehre, Ihnen statt meiner Schwester zu schreiben. Dazumal war es in dem trübsten Augenblick ihres Lebens. Seitdem hat uns Gott vieles Glück gesandt; er gibt mir nun auch das, Ihnen jetzt in der seligsten Zeit meiner guten Lucie zu schreiben. Seit acht Tagen ist Alphons hier. Den ersten Moment des Wiedersehens zu beschreiben, fühle ich mich außer Stande; alle Worte müssen hier kalt erscheinen. Er war mehr angegriffen, als sie; vielleicht, daß in seinem stärkern Gemüthe auch die Erschütterungen stärker wirken. Nach den ersten Minuten stummen Entzückens sank er erschöpft auf das Kanapee; nur seine Blicke, nur unarticulirte Seufzer unterrichteten Lucien von dem Sturm der Freude, der seine Brust durchtobte. Nach und nach fanden sich die Glücklichen zurecht, aber noch ist meine Schwester nicht im Stande, so viel Ruhe zu erzwingen, als zur

Abfassung eines ordentlichen Briefes gehört. Was haben sich die Herzen nicht zu sagen, die so lange, so schmerzhaft getrennt waren, sich so lange mißverstanden und schuldlos gequält hatten!

Ein Brief des guten Neuenbach unterrichtete uns vor drei Wochen schon von dem wahren Zusammenhang der Dinge. Doch das hat Ihnen meine Schwester, wie ich weiß, gemeldet. Damals fiel der erste Strahl der Freude in ihre Seele, sie fing an zu hoffen, und an ihr Glück zu glauben; und auch auf meinen Vater hatte diese Nachricht einen erwünschten Einfluß. Er, der Elmwald immer geschätzt, und nur um seines Standes willen ungern als Schwiegersohn gedacht hatte, mußte sich jetzt durch die Größe der Verpflichtung, wie durch die edle Weise der Leistung, überwältigt fühlen. Ohnedies hatten ihn das Unglück und Luciens Opfer, dessen Größe er jetzt einzusehen begann, weicher gestimmt. Es war ein schöner feierlicher Augenblick, als er Neuenbachs Brief gelesen hatte, nun Lucien zu sich rufen ließ, ihr ihn selbst vorlas, und, als sie, vor großer Bewegung ihre Thränen kaum zurückzuhalten vermögend, es doch nicht wagte, ihre Rührung laut werden zu lassen, ihr weinend um den Hals fiel, sie sein gutes gehorsames Kind nannte, ihr seine Einwilligung zur Verbindung mit Elmwald, und seinen besten väterlichen Segen gab. Ich war zugegen, und sank ihm mit Lucien zu Füßen. Seine Hände ruhten auf unsern Häuptern. Gewiß, Gott und seine heiligen Engel haben mit Wohlgefallen auf den guten Vater niedergesehen, und der Segen dieser Stunde wird durch Luciens Leben gehen.

Wenige Tage darauf kam ein Brief von Elmwald, der erste seit jenem schmerzlichen Scheidebrief. Lucie war außer sich vor Seligkeit und Freude. Bald darauf folgte einer von ihm, aus K** datirt. Der Herzog hatte ihn mit großer Güte aufgenommen, alles Vorhergegangene war vergessen, und Elmwald erhält die längstgewünschte Stelle bei der Gesandtschaft in O..g, die ihm voriges Jahr war versagt worden. Nun sind alle Wünsche erfüllt, und er eilte, sobald es die Geschäfte und die Rücksicht für den alten Herzog, der ihn nicht sogleich wieder entlassen wollte, verstatteten, hierher, seinen Vorgänger abzulösen, und endlich in Luciens Armen den Lohn seiner Treue und seiner Aufopferungen zu finden.

Der Vater empfing ihn wie einen geliebten Sohn, wir Alle wie einen zweiten Vater. Ach, was haben wir ihm nicht zu danken! Seitdem ist ein fröhliches Leben in unserm Hause. Lucie ist so glücklich, daß sie in manchen Augenblicken ängstlich über die Größe ihrer Seligkeit wird, und nicht bedenkt, wie viel sie früher gelitten, um dies Glück zu verdienen. Elmwald war die ersten Tage in sich versunken, und zu wonnetrunken, um anders als durch verklärte Blicke und den Ton seiner Stimme sein Glück zu verkünden. Jetzt gibt er sich allmählig einer heitern Unbefangenheit hin, die ihn wie ein fröhliches Kind tändeln und scherzen lehrt, und ihn uns Allen, besonders den jüngern Geschwistern, sehr lieb macht.

Ich stehe dann oft neben den Glücklichen, und beobachte ihr Getändel, ihr Gekose, sehe diese trunknen Blicke, höre den schmelzenden Ton dieser Stimmen,

und wundere mich still in mir selbst, wie die Liebe aus sonst ernsten klugen Menschen solche Kinder machen könne! Lassen Sie es mich aufrichtig gestehen, mein Fräulein! Ich glaube, wenn das rechte Liebe ist, so werde ich in meinem Leben nie verliebt werden. Die Schwester hat mir's ohnehin schon längst abgesprochen, und was ich jetzt sehe, bestärkt diese Meinung. Nein! Solcher Gefühle halte ich mein Herz nicht fähig; und ich beklage mich deßhalb nicht. Nicht alle Gemüther sind gleich, und ich habe mein neunzehntes Jahr sehr ruhig und sehr vergnügt zurückgelegt.

Nur Eine Betrachtung ist jetzt noch, die einen Tropfen Bitterkeit in die allgemeine Freude gießt; und das ist das Geschick unsers Freundes Neuenbach. Seit er Paris verlassen, haben wir nichts mehr von ihm gehört, und es ist manches Mal der Gegenstand unserer ängstlichen Sorge, daß das Glück unseres Hauses auf den Schmerz einer so treuen edlen Seele gebaut seyn mußte. Mit Wehmuth denke ich oft an ihn, und sinne vergebens, wie dieses Mißverhältniß zu heben, und ihm für so viel bewiesene Freundschaft und Edelmuth eine Vergeltung durch uns werden könnte. Nur die Zeit und Gottes leitende Vatergüte können für ihn wirken, und seine Wunden heilen; wir wollen indeß für ihn beten, und hoffen, ihn einst ruhig und zufrieden unter uns zu sehen.

75. Herzogin Alexandrine von Z** an Gräfin Herminie von S**.

K**, den 4. Januar 1810.

Schon seit acht Tagen harre ich deiner Zurückkunft, um mein volles Herz gegen dich auszugießen. Wo bleibst

du so lange? Halten die Beendigung deines Prozesses, die Formalitäten der Scheidung dich so lange auf, oder sinnt Graf S** und seine Verwandten auf neue Tükken, um dich in verhaßten Banden zu halten? Er soll es nicht wagen. Mein Vater hat sich entschieden über deine Angelegenheit ausgesprochen, du darfst auf seine ernstlichste Unterstützung rechnen. Das laß deine Gegner wissen, wenn sie dich quälen wollen!

Es ist mir sehr unlieb, dich jetzt zu missen. Es gab so Manches zu erzählen, zu bemerken, besonders, als in der vorigen Woche jenes Zusammentreffen stattfand, das ich eben so sehr gewünscht als gefürchtet hatte. Du weißt, ich fand es weder meiner Würde, noch meiner Ruhe, noch endlich der Rücksicht angemessen, die ich Dümesnard schuldig bin, in der Residenz und bei meinem Vater zu bleiben, als ich wußte, daß er seinen Cabinetssecretär zurück erwartete, um ihn, mit völligem Vergessen alles gerechten Unwillens, wie ein wiedergeschenktes Kind zu empfangen, und dem verzogenen Söhnchen in Allem seinen Willen zu thun. Ich ging nach Lindenhayn, und du warst so gefällig, mich zu begleiten, um mich in jenen trüben Tagen nicht einsam zu lassen. Da rief dich der Brief deines Sachwalters ab, und ich sah mich in der unangenehmen Nothwendigkeit, entweder allein in der stürmischen Jahreszeit auf dem einsamen Jagdschloß zu verweilen, oder mich allen Qualen und Mißverhältnissen auszusetzen, die ein längeres Zusammenleben mit jenem Menschen unausweichlich machte. Wie lange er in K** bleiben würde, konnte ich nicht bestimmen; doch war zu vermuthen, daß er eilen würde, seinen neuen Platz in

O..g anzutreten. Aber meines Vaters Liebe zu ihm, der förmlich langsame Gang der Geschäfte — es konnte Wochen dauern — und so lange mit ihm unter Einem Dach! Unmöglich!

Und dennoch! Ach, ich hätte ihn so gern gesehen! Nur Einmal! Vielleicht zum Letztenmal auf dieser Erde!

Recht schwermüthig saß ich am Nachmittag des zweiten Tags nach deiner Abreise am Fenster des grünen Cabinets, wo wir sonst zusammen gesessen, gearbeitet, geplaudert hatten, und starrte hinaus auf die winterliche Landschaft, auf den schneebedeckten Garten, auf die nahen, mit Nebeln verhangenen, Berge. Ueber mir war das Thurmzimmer mit der Kupferstichsammlung, in welchem ich einst ein Paar so köstliche Stunden verlebt hatte. Wie damals Alles blühte, grünte, lebte! Und nun so todt, so leichenweiß, so still und starr!

Mich überfiel eine sehr wehmüthige Empfindung. Alles, was ich seit jenem Tage durch die Schuld eines leidenschaftlichen schwankenden Gemüthes, und sein Unrecht gegen mich, gelitten, ging in langem Zuge vor mir vorüber. Ach, nicht die Ghosts of my departed joys! Viel trübe thränenvolle Stunden, viel bange Sorgen, viel tausend Kränkungen! Ich dachte mir ihn jetzt wieder in den alten Umgebungen bei meinem Vater, in unsern Sälen, an unserer Tafel, wie ehemals. Mein Vater hatte mir einen Brief geschrieben, aus dessen heiterem Ton das Vergnügen über die Rückkehr des Undankbaren sichtbar sprach. Diese Freude kam mir in dem Augenblicke wie ein Unrecht an mir vor, ich schien mir so zurückgesetzt, so verlassen, so verbannt auf dem einsamen Schlosse, von dem nun mit dir auch die letzte

befreundete Seele gewichen war! Da sah' ich's von ferne auf der Höhe des Berges durch den Nebel schimmern; Lichter bewegten sich, ein dumpfes Geräusch, wie das Rollen eines Wagens, ließ sich hören. Es kam näher, es war eine Reise-Calesche. Mein Herz schlug unbändig. Wer konnte es seyn? Ich schellte, meine Leute stürzten erschrocken herein, ich sandte hinunter, dem Wagen entgegen — es war Dümesnard!

Ich sammelte meine aufgeregten Geister, erkannte dankbar die zarte Aufmerksamkeit des treuen Freundes, und ging ihm mit wahrem Vergnügen entgegen.

Er hatte den Tag vorher vernommen, daß du abgereiset warst, und wollte mich nicht ganz allein lassen. Wie sehr dankte ich ihm das! Sein lebendiger Witz, sein geistvolles Gespräch stillten nach und nach die Unruhe meines Innern. Ich fühlte mich sehr erleichtert, ich ließ Thee und Punsch vor den flammenden Kamin bringen; wir setzten uns zusammen, plauderten, lachten, die trüben Erinnerungen entwichen in Nebel und Schatten. Von da an fing ich an, mich zu fassen, und fühlte mich nach ein Paar Tagen stark genug, um, als eine Staffette mich zurückberief, weil Onkel und Tante von **hausen den nächsten Tag erwartet wurden, auch jenem Wiedersehen ruhiger entgegen zu gehen.

In unsern Unterhaltungen war seiner nicht erwähnt worden. Dümesnard war Alles bekannt, aber auch die beste Art, mein aufgeregtes Gemüth zu behandeln, und mich für eine Zusammenkunft zu stählen, von der er wußte, daß sie unvermeidlich seyn würde. Dümesnard begleitete mich zurück.

Den Tag darauf erschien ich bei der Tafel, wo ich

gewiß war, den Gefürchteten zu treffen. Ich faßte mich, so gut ich konnte; mich beruhigte der Gedanke, daß bei so vielen neuangekommenen fürstlichen Gästen und ihrem Gefolge sich jene Gestalt minder merklich verlieren mußte. Zwar schlug mein Herz heftig, als ich, bei'm Eintreten am Arm meines Onkels, ihn im Fond des Saales stehen sah; aber die unbefangene Ruhe, mit der er sich verbeugte, und, als mein Vater ihn rief, um ihn unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken seinem Schwager vorzustellen, sich mit diesem und mir unterhielt, gab mir all' mein Selbstgefühl zurück, indem es meinen Stolz aufregte.

Seitdem habe ich ihn nur ein einziges Mal, bei der Abschiedsaudienz, gesehen, die ich für gut fand, ihm im Beiseyn mehrerer meiner Damen zu geben. Er schien ihnen Allen schöner, als je. Die Freude beglückter Liebe, geschmeichelten Stolzes blitzte aus seinem strahlenden Auge. Mir hatte er früher in seinem Schmerz, in seiner Düsterheit, viel besser gefallen. Ich unterhielt mich ziemlich lange und ziemlich ruhig mit ihm. War doch auch er ganz Unbefangenheit!

Es ist doch ein wunderbarer, ein erschütternder Gedanke, Jemand, der uns so gestanden, auf lange Zeit — vielleicht auf immer scheiden zu sehen! —

Dümesnard hat mir versprochen, bis zum Frühling wenigstens in K... zu bleiben. Mein Vater läßt seinen Einsichten volle Gerechtigkeit widerfahren, und verspricht sich viel Nützliches von seiner Anhänglichkeit an unser Haus. Was Jener ihm war — wird ihm Dümesnard nie ersetzen. Ich begreife das.

Leb' wohl, Herminie! — Leb' wohl! Hättest du je gedacht, daß das so enden würde?

76. Lucie Elmwald an Rosalinde.

O..g, den 10. Mai 1811.

Du bist es gewohnt, liebe Rosalinde, bei jeder fröhlichen oder traurigen Begebenheit unsers Hauses zur Theilnahme aufgefordert zu werden. So laß dir denn auch jetzt eine recht erfreuliche Nachricht mittheilen, und schlage mir meine Bitte nicht ab, die ich, wenn ich dir erst Alles werde erzählt haben, an dich richten will!

Du weißt, wie sehr wir uns Alle freuten, als vor einigen Monaten endlich der treue gute Eduard, nach einer Trennung von mehr als einem Jahre, wieder in unserm Kreis erschien: Schon früher hatte er ein Paarmal, theils an meinen Vater, theils an Alphons geschrieben. Sein Gemürh schien durch Zeit und Ueberlegung sich einigermaßen beruhigt zu haben, und mit inniger ungeheuchelter Freude nahm er aus der Ferne Theil an unserm häuslichen Glück, und bat meinen Mann, ihn zum Pathen seines ersten Kindes anzunehmen. Dieser Brief trug indeß noch das Gepräge trüber Schwermuth. Er sprach von aufgegebenen Lebenshoffnungen, von einem zwecklosen Daseyn, und nicht undeutlich schimmerte der Plan durch, das Kind, dessen Taufpathe er werden wollte, auch einst zum Erben seines Vermögens, da er sich nie zu verheirathen denken könnte, anzunehmen. Wir ließen das auf sich beruhen. Alphons antwortete mit herzlicher Rührung, wie es der herzliche Antrag verdiente. Die Zeit ging herum — ein Jahr war verstrichen, seit Gott mich mit dem Ge-

genstand all' meiner Liebe und Wünsche vereinigt hatte, mein kleiner Eduard lag schon in dem Mutterarm, und plötzlich kam ein Billet von der nächsten Poststation, das uns Neuenbachs Ankunft für denselben Abend meldete. Welche Freude für uns Alle, die mitten im Glück nie anders als mit Wehmuth des unglücklichen — um unsertwillen unglücklichen — Freundes gedacht, und oft seinen Kummer als einen geheimen bittern Vorwurf gefühlt hatten!

Unser Wiedersehen war schön, aber nicht ohne Schmerz. Doch waren wir froh, Neuenbach wohl aussehend, und, als der erste Sturm des Gefühls vorüber war, auch ziemlich heiter zu finden. Mir begegnete er im Anfange etwas scheu, und auch ich konnte schwer den rechten Ton zu ihm finden. Am liebsten war er um den Vater und Fanny, deren klares heiteres Gemüth seine gespannte Seele wohlthätig zu berühren schien. Nach und nach legten sich die aufgeregten Wellen, er gewöhnte sich an den Anblick meiner Liebe, meiner Verbindung mit Alphons, an den Gedanken, mich als das Weib eines Andern zu sehen, und ein schönes freundschaftliches Verhältniß stellte sich unter den beiden Männern her. Du wirst manche Spuren davon in meinen vorigen Briefen gefunden haben. Aber eine stille Hoffnung, die seit seiner Ankunft in meiner Brust schlief, die ich Niemand, selbst Alphons nicht, mitzutheilen wagte, äußerte ich auch nicht gegen dich. Es war der geheime Wunsch, daß Fanny dem edlen Freund werden möchte, was ich nun einmal ihm zu seyn nicht vom Himmel bestimmt gewesen, und ich verhehle es nicht, daß manche meiner Schritte, manche meiner Reden darauf abzweckten.

Fanny wird nie leidenschaftlich lieben, dafür kenne ich sie; und Eduards Herz kann nur einer zweiten, mithin ruhigern Empfindung Raum geben. So schienen mir die beiden Gemüther wohl für einander passend, und was ihre übrigen Eigenschaften und Vorzüge betraf, wußte ich, daß Jedes hohen, wohl von dem andern erkannten und erprobten Werth besaß. Nach und nach fing das Ding an, sich zu machen, die leisen Funken zündeten, Fanny's tiefe Hochachtung und ihre zarte Theilnahme an Neuenbachs Geschick gaben ihrem Betragen gegen ihn eine seltne, aber sehr anziehende Weichheit; sein so lange gedrücktes Herz öffnete sich diesen zarten Anregungen, und kurz, ehe drei Monate vergangen waren, hatte eine innige Freundschaft ihre Seelen verbunden. Daß ich Fanny größtentheils gebildet, gibt ihr in des allzutreuen Freundes Augen, wie er es neulich Alphons gestand, einen Reiz mehr. Fanny liebt ihren Freund, wie dies heitere, ewig klare Gemüth zu lieben fähig ist; mein Vater sieht seinen alten Lieblingswunsch erfüllt, den werthgeschätzten Handelsgenossen seinen Sohn nennen zu können, Alphons ist selig in dem Gedanken, den Mann, dem er willenlos so weh gethan, wieder zufrieden zu sehen, und so erheitert sich uns durch Gottes Güte auch der letzte düstere Punkt unserer Aussichten.

O, meine Rosalinde! Sind wir auch so vielen Glükkes würdig? Kann ich wohl, so viel ich auch gelitten, jene Schmerzen für ein genügendes Opfer halten, im Vergleich mit der Seligkeit, deren ich jetzt seit anderthalb Jahren ununterbrochen genieße? Wie Alphons an jenem Tage unserer ersten Verlobung mich geliebt, so währt seine Liebe, zart, innig, heiß, noch immer fort,

und wenn im ruhigen Besitz jene stürmischen Auftritte nicht mehr statthaben, die sonst Seligkeit und Jammer über unser Daseyn brachten, so beglückt und verschönt eine gleiche milde Wärme jeden Augenblick meines nur ihm geweihten Lebens. Möge der Himmel Fanny ein ähnliches Glück schenken! Doch — es gibt nur Einen Alphons!

Die Verbindung des jungen Paars ist auf den nächsten Monat festgesetzt. Wir werden sie in Erlhof feiern, wohin ich in ein Paar Tagen abzugehen und alles zu den Hochzeitfeierlichkeiten einzurichten denke. Willst du nun, theure Freundin, die von jeher unser Glück und Unglück theilte, uns alle, und vorzüglich Fanny, die seit deinem ersten Besuche mit inniger Verehrung an dir hängt, recht vergnügt machen, so schenke uns deine Gegenwart, und erlaube, daß ich dir die Pferde, oder vielleicht meinen Alphons selbst sende, der ebenfalls die Stunde nicht erwarten kann, die einzige treue Freundin seiner Lucie kennen zu lernen! Leb' wohl!

Horimirz.

Die Sonne des ersten milden Frühlingstages sank hinter die westlichen Berge, ihr goldner Schein wiederstrahlte von den Thürmen und Zinnen der festen Burg Neumietel, die trotzig auf ihrer Felsenspitze über die weite Fläche hinaussah. Leichte Nebel wölkten sich von der Ebene empor, aber aus den Thalschluchten und waldigen Klüften hinter der Burg erhob sich bereits die Dämmerung.

Da saß am Fuße des Felsen, wo der Weg sich zu

dem Sitze seiner Ahnen hinaufzog, unter einer frischbelaubten Eiche ein Jüngling, tiefsinnig das Haupt an die Harfe gelehnt, die in seinen Armen ruhte. Der Abendwind hob sein schweres Gelocke, und spielte um die blassen Wangen und den wehmüthig lächelnden Mund. Sein schönes, dunkles Auge starrte unsicher vor sich hin, die Hand rührte zuweilen an die bebenden Saiten, und ein Seufzer entwand sich seiner Brust. Die ruhige Schönheit des Abends, der Mond, der, hinter dem Waldgebirge versteckt, ein magisches Licht über die vom Tage noch halb erhellte Gegend goß, konnten ihn nicht erheitern. Der arme Horimirz wußte nichts davon. Seit vielen Monden hatte ein unglücklicher Zufall ihn des Augenlichts beraubt, er lebte einsam auf dem Schlosse seines Vaters, der mit den jüngern Söhnen dem Vergnügen der Jagd, oder dem Ruhm blutiger Fehden und Raubzüge nachging.

Es war damals eine düstre Zeit für den unglücklichen Horimirz und für sein Land. Der weise Herzog Wogen war gestorben, der, wie seine Vorfahren, das damals noch heidnische Böhmen zu entwildern, seine Wälder zu lichten, Ackerbau und Fleiß zu verbreiten, und den unstäten Nomaden und Krieger zu mildern Sitten zu gewöhnen gesucht hatte. Ihr Bestreben war gelungen, die Wälder öffneten sich. Dörfer entstanden zwischen wohlgebauten Feldern; Ordnung, Thätigkeit, sanftere Tugenden keimten aus der Scholle, die des Pflügers ehrenvoller Schweiß begossen hatte, hervor, und eine schönere Zeit fing an für Böhmen zu tagen.

Nach Wogens Tode hatten die Wladiken den klugen und kräftigen Fürsten Krzesomysl zum Herzog erwählt;

aber Krzesomysl war nicht blos klug und kräftig, er war auch hart und habsüchtig. Ein Zufall entdeckte im Anfange seiner Regierung die Silberadern in dem Gebirge Przibram. Der Herzog sah bald den Vortheil ein, der ihm aus der Bebauung dieser Minen erwachsen konnte, und ließ mit oder wider Willen das Landvolk von Pflug und Tenne weg in die dunkeln Bergesklüfte treiben. Schachten wurden eröffnet, die Eingeweide der Felsen durchforscht, Schätze erbeutet, Krzesomysl ließ sich und seinen Söhnen feste Schlösser bauen; aber der Ackerbau lag nieder, die Dörfer standen verlassen, das Volk verwilderte. Einige Wladiken murrten, andere folgten, wie Horimirz's Vater, dem lockenden Beispiel des Herzogs. Kummer und Unzufriedenheit schlichen durch das verödete Land, aber des Herzogs zahlreiche Mannen standen schlagfertig hinter den Mauern seiner festen Burgen, und Niemand wagte es, mit Ernst eine Abänderung zu fordern, die er den Bittenden so oft verweigert hatte.

Auch Horimirz war mit dem Unglück seines Landes wohlbekannt, und hatte in früherer Zeit, als er noch an seines Vaters Seite auf Jagden und Fehden auszog, oft versucht, für die armen Eignen, die der stolze Wladike in seinen Minen zu arbeiten zwang, zu sprechen; aber der Sohn der früh verstoßenen Gemahlin konnte von dem Vater, dem die zweite Frau und ihre Söhne näher am Herzen lagen, nicht viel erhalten. Vielmehr sann der Herr von Neumietelsky darauf, wo möglich diesen ungeliebten Erstgebornen von der Erbfolge auszuschließen, und alle Güter den jüngern Brüdern zuzuwenden.

Horimirz fühlte sich bald von Allen verlassen. Tagelang blieb er einsam in der Nacht, die ihn umgab, nur seine Harfe und sein Gesang leisteten ihm Gesellschaft. Zuweilen führte ihn ein Knecht seines Vaters den Felsenpfad hinab in eine stille Gegend des Thales; da saß er dann mit seiner Harfe, den Tönen der Natur um ihn her lauschend, und ihre wehmüthigen Wiederklänge bildeten sich in seiner Seele zu Gesängen aus, die er mit dem Saitenspiel begleitete.

So war mehr als ein Jahr verflossen. Der zweite Frühling fing an, ungesehen von ihm, Wald und Feld mit frischem Grün zu schmücken. Er hatte sich lange nach einem Gang in's Freie gesehnt. Heute endlich fand sein Führer die Zeit dazu, und Horimirz genoß mit vollen Zügen der wehmüthigen Lust an dem Reiz der wiederauflebenden Natur, die nur seinem Gefühl und Gehöre zugänglich war. Aber er horchte vergebens auf die friedlichen Klänge des Landlebens, kein Pflug durchschnitt das öde Feld, keine Heerdenglocken tönten, wohl aber hörte er in den Felsenschluchten des Gebirges hinter ihm das Klopfen der Hammer und das Geräusch der Brecheisen. Eine tiefe Trauer breitete sich über sein Herz, das Leid des Vaterlandes und sein eigenes verschmolzen in seiner Seele, er lehnte sich in düstern Betrachtungen an seine Harfe.

Indessen war die Dämmerung vollends der Nacht gewichen, der volle Mond trat hinter dem Gemäuer des Schlosses hervor, und goß sein mildes Licht über die Gegend hin. Horimirz fühlte den hellern Glanz, und er vermuthete, was es seyn mochte; aber es war Niemand um ihn, den er fragen, von dem er Gewißheit

hätte erhalten können. Da übermannte das Gefühl seiner Verlassenheit sein Herz, er griff in die Saiten, und erhob den Gesang:

Es ist Nacht um mich!
Ob die Sonne strahle,
Ob des Mondes Licht
Alles silbern malet,
Ach, ich weiß es nicht.

Es ist Nacht um mich
Wie die Frühlingsauen
In der Blüthe stehn,
Wie die Schatten thauen,
Ich kann es nicht sehn.

Es ist Nacht um mich
Alle Freuden starben,
Und des Menschen Bild,
Und die Pracht der Farben
Sind in Nacht verhüllt.

Es ist Nacht um mich!
Kann allein nicht schreiten,
Und des Fremden Hand
Muß mich helfend leiten
Durch das wüste Land.

O du öde Nacht!
Doch — ich wollt' es tragen,
Tragen meinen Schmerz,
Fänden meine Klagen
Nur ein liebend Herz!

Hört' ich in der Nacht
Freundesworte tönen,
Würde, was mich füllt,
Dieses leise Sehnen
Endlich doch gestillt!

Es ist Nacht um mich!
Schweigt, ihr düstern Sorgen!
Wenn das Herz mir bricht,
Bricht mir an der Morgen,
Dann seh' ich das Licht!

Horimirz hatte geendet. In düstern Gedanken sank sein Haupt an die Harfe. Vor seiner Seele stand das Bild seiner guten verstorbenen Mutter, die ihn so treu geliebt, die er noch lange in ihrer Verbannung besucht und gepflegt hatte, die ihn jetzt in seinem Unglück nicht würde verlassen haben, und die vielleicht von den Abendwolken auf ihren Sohn mitleidig herabsah. Da rauschte es durch die Saiten der Harfe, sie klangen melodisch. Horimirz fuhr in die Höhe. Wer war um ihn, der sein Spiel berührt hatte?

Er fühlte um sich — es war Niemand da. Er stand auf, da seufzte es neben ihm. Wer ist da? rief er. Es seufzte noch einmal. Spottest du eines Blinden? rief er erzürnt, und seine Hand griff nach dem Schwerte.

Horimirz! lispelte eine sanfte Stimme: Zürne nicht. Fürchte nichts! Es ist ein Wesen um dich, das dir sehr wohl will.

Wer bist du?

Es würde dir nichts nützen, wenn ich meinen Namen sagte, denn du kennst ihn nicht.

Ich kenne die Namen aller unsrer Vasallen und Nachbarn.

Ich gehöre nicht dazu, aber ich bin dir gut. Dein Unglück hat mich bewegt, ich will dir Gesellschaft leisten in deiner Einsamkeit, wenn du mich nicht von dir stößest.

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, drang in Horimirz's Brust. Seine gute Mutter fiel ihm ein, und der Gedanke, daß die Götter sein Gebet erhört und vielleicht der Schatten seiner geliebten Mutter um ihn sey, regte ihn mit Schauer und Freude auf.

O, meine Mutter! rief er: Bist du es, die sich ihres Kindes erbarmt?

Das bin ich nicht, erwiederte die Stimme: Aber so lieb, wie deine Mutter, hab' ich dich wohl. Eine weiche Hand berührte leise die seinige bei diesen Worten, und er fühlte einen warmen Hauch an seiner Wange.

Um aller Götter willen! Wer bist du?

Eine Bewohnerin dieser Gebirge, ein Geschöpf, das ein höchstes Wesen verehrt, wie du, das lange Zeuge deiner stillen Tugenden und deines Unglücks war, und das nichts mehr wünscht, als es dir tragen und lindern zu helfen. Die Unbekannte hatte bei diesen Worten Horimirz's Hand gefaßt, und merklich zwischen der ihrigen gedrückt.

O, daß ich dich nicht sehen kann! rief Horimirz schmerzlich.

Das darfst du nicht, das darf kein Mensch, darum allein kann ich ungehindert bei dir seyn. Komm'! Laß uns sitzen! Sie zog ihn sanft neben sich nieder, er fühlte die schlanke, jugendliche Gestalt an seiner Seite, ein lebendiges Gespräch erhob sich, die Unbekannte wußte um alle Verhältnisse Horimirz's, sie sprach von Allem mit tiefem Sinn und zartem Gefühl. Alles, was sie sprach, fand antwortende Klänge in des Jünglings Herzen, und der Silberton ihrer Stimme verschaffte ihren Worten noch willigeren Eingang.

So glücklich war der Jüngling seit Langem nicht gewesen. Was er am schmerzlichsten entbehrt hatte, war ihm nun geworden, ein freundlicher Umgang, ein Wesen, das Antheil an seinem Schicksale nahm.

Aber der Mond stieg immer höher, die Nachtluft

wehte kälter. Man wird dich abholen, sagte die Unbekannte, und erhob sich von Horimirz's Seite: Lebe wohl für heute! Morgen sprechen wir uns wieder.

Du willst mich schon verlassen?

Ich muß. Glaube mir, Horimirz, daß nur das mich von dir treiben kann! Leb' wohl! Sie fuhr wieder leise über seine Hand hin, und der warme Hauch streifte wieder an seine Wangen. Dann war er allein. Er hatte kein Weggehen, kein Rauschen im Grase gehört; aber alsogleich vernahm er die Stimme des Knechts, der sich ihm näherte, um ihn nach Hause zu führen. Der Diener nahm die Harfe, und bot den andern Arm seinem jungen Herrn. So stiegen sie schweigend den Felsenpfad hinauf; aber in Horimirz's Seele drängten sich Gedanken, Zweifel, Wünsche. Er war so glücklich, und doch so verwirrt, und konnte den nächsten Abend kaum erwarten, wo er die Unbekannte wieder zu sprechen hoffte.

Der Morgen erwachte hell und freudig. Horimirz sah das nicht, aber es ging deßhalb doch auch hell und freudig in seiner Seele auf; denn er gedachte des gestrigen Besuches, und Alles dessen, was sie mit ihm gesprochen und was sie ihm verheißen hatte. Er zählte die Stunden bis zum Abend, und schlich, als Niemand kam, ihn in die Frische des Morgens zu führen, allein um die Mauern des Schlosses hin, wo ein freundlicher Busch, das wußte er, ein stilles Plätzchen beschattete, das die Aussicht in ein schmales, begrüntes Thal gewährte.

Er ging vorsichtig und langsam, dennoch glitt sein Fuß in der Nacht, die ihn umgab. Da faßte eine linde

Berührung seinen Arm: Armer Horimirz! So allein? So verlassen?

Es war die Stimme der Unbekannten. Eine heftige Röthe übergoß des Jünglings Gesicht: Ach, du bist's? Du kommst mich zu leiten?

Sie drückte seine Hand, ein Seufzer traf sein Ohr. Ich möchte dich nie verlassen dürfen, sagte sie mit himmlisch mildem Tone.

Wer bist du, bei allen Göttern! die du mir so liebevoll nahest?

Ein Wesen, das dich liebt, das die Bestimmung seines Daseyns darin findet, dein Schicksal zu erheitern. Das genüge dir vor der Hand. Aber wo wolltest du hin?

Horimirz bezeichnete ihr den Ort. Sie leitete ihn hin, und setzte sich dort an seine Seite. Ein süßes Gespräch beflügelte die Stunden. Horimirz durfte alle seine Leiden klagen, über sein Unglück, das Unglück des Vaterlandes sprechen. Die Unbekannte fühlte jeden Schmerz mit ihm; aber sie wußte auch für Vieles weisen Rath, und wo kein Rath möglich war, erhob sie durch große Gesinnungen und fromme Ergebung in den Willen eines leitenden höchsten Wesens den gesunkenen Muth ihres Freundes.

Die Strahlen der Sonne wurden wärmer und wärmer. Horimirz fühlte ihren Einfluß, sie fingen an ihn zu drücken. Da bog die Freundin das Gezweig der Laube nieder zum schattigen Dach, schützte den Jüngling vor dem Mittagsstrahl, und empfing mit Freuden den Dank seiner sich ergießenden Seele. Aber plötzlich stand sie auf. Unsere guten Stunden gehen zu Ende, sagte sie: Man vermißt dich im Schlosse; ich will dich

zurückleiten bis gegen das Thor. Sie faßte seine Hand.— Da tönten Schritte von dem Wall her. Leb' wohl! rief sie flüchtig: wo immer du außer den Ringmauern der Burg einsam seyn wirst, werd' ich an deiner Seite erscheinen. Sie entwich, und in wenig Secunden nahete der Knecht, der seines Herrn Sohn schon lange vermißt und gesucht hatte.

Dies schöne Leben dauerte fort. Die Unbekannte besuchte den Freund, so oft er sich allein außer den Mauern des Schlosses zeigte. In den Umkreis der Wälle trat sie nie. Niemand durfte sie sehen, Niemand ihren Umgang mit Horimirz ahnen. Das war die erste Bedingung, unter welcher sie ihm die Fortdauer ihrer Freundschaft verhieß. Willig konnte er sie ihr zusagen; denn sein Vater und seine Brüder kümmerten sich wenig um seine Neigung und seine Unterhaltung. Aber bald wurde, obgleich Niemand die Ursache errieth, die Einwirkung des geheimnißvollen Umgangs auf Horimirz und sein Betragen merklich. Sein Geist erhob sich aus der Niedergeschlagenheit, in die er seit Langem versunken war. Jugendliche Heiterkeit und ein freundliches Lächeln verschönerten wieder seine regelmäßigen Züge, er wurde mittheilender, er sprach wieder huldreich mit irgend einem armen Unterthan, der ihn auf seinen einsamen Plätzen im Wald oder Thal ehrerbietig im Vorübergehen begrüßte, er hörte seine Klagen, er versprach zu helfen, und er that es. Wenn er dann bei dem nächsten Besuche der ungesehenen Freundin die Noth der Armen erzählte, wenn er sich mit ihr berieth, wie ihnen zu helfen sey, da gab sie ihm entweder klugen Rath, der nie des Erfolges mangelte,

oder sie brachte ihm kleine Büsche von zweigig gewachsenem Silber, oder Klumpen dieses edlen Metalls, die der Jüngling staunend befühlte, und setzte ihn dadurch in den Stand, dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Diese heitere Stimmung gab ihm auch den Muth, öfter sanft, aber ernst, mit seinem Vater zum Besten der armen Unterthanen zu sprechen, und der rauhe Wladike vermochte nur selten der muthigen Beredtsamkeit seines Sohnes zu widerstehen. Manchem Unfuge wurde abgeholfen, mancher Druck erleichtert, Horimirz wurde der Schutzgeist der Gegend, und dies Bewußtseyn, verbunden mit der Liebe seiner Freundin, verschönerte sein Leben, und ließ ihn die Entbehrung so mancher andern Freude weniger fühlen.

So glücklich sich aber auch der Jüngling manchmal pries, so gab es doch einsame Augenblicke, wo der Wunsch, etwas Näheres über das wahre Verhältniß seiner Geliebten zu wissen, die Furcht vor leicht möglicher Trennung bei diesen losen, räthselhaften Banden, ein geheimes Grauen vor manchem unbegreiflichen Ereigniß, und endlich der Schmerz über die Unmöglichkeit, die geliebte Gestalt zu erblicken, ihn tief betrübten, und ihn in all' die Schwermuth zurückstürzten, aus der ihn die Liebe erst gezogen hatte.

An einem Morgen, nach einer in Trübsinn und Zweifel durchwachten Nacht, ließ er sich von einem seiner Leute zu der Eiche im Thale führen, wo die Unbekannte ihm zuerst genahet, wo er das erste Mal den sanften Einfluß eines liebenden Wesens gefühlt hatte. Er saß in düstern Gedanken, und empfand lebhafter, als seit Langem, das Hülflose, Traurige seiner Lage;

da stand die Freundin plötzlich neben ihm, ihre eine Hand legte sie auf sein lockiges Haupt, mit der andern ergriff sie seine Rechte, und sagte: Horimirz! Warum so niedergeschlagen?

Er fuhr empor. — Ach, bist du da? rief er: ich war so einsam, ich fühlte mich so verlassen.

War das die ganze Ursache deiner Schwermuth, Horimirz?

Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht. Nein! sagte er nach einigem Besinnen.

Du bist seit einiger Zeit niedergeschlagener, als sonst. Mein Umgang vermag dich nicht, wie früher geschah, ganz zu befriedigen. Horimirz! Wenn ich denken sollte, daß du mich nicht mehr — daß du mich nur weniger liebtest? —

O, Ihr Götter! Wie kannst du das glauben?

Es würde mich sehr unglücklich machen, weit unglücklicher, als du denkst, weit unglücklicher, als du vielleicht würdest, wenn ich dich verlassen müßte.

O, nur das nicht, das nicht, Ihr Götter! Sonst nehmet lieber mein Leben gleich!

Fasse dich, Horimirz! Ich werde dich nie, nie verlassen, so lange ich in diesem sterblichen Leibe walle; ob ich dir aber immer und überall werde begegnen können, ob unser Bündniß dauern soll, das wird von dir abhängen. — Höre mich an!

Sie nahm Platz an seiner Seite und begann: Ihr sterblichen Menschen, die Ihr auf der Oberfläche der Erde in Freude und Leid Euer Wesen treibt, seyd nicht, wie Ihr glaubt, die alleinigen Bewohner dieses Sternes. Auch sind die fratzenhaften Gottheiten nichts, die

du nebst deinen Landsleuten anbetest. Es ist ein Einziges, höchstes, allmächtiges, allgütiges Wesen, das die Welt erschaffen hat, und sie mit allen ihren Geschöpfen erhält und beherrscht; aber zwischen diesem Unendlichen, Vollkommenen, und Euch sehr endlichen, sehr unvollkommenen Kindern des Staubes sind zahllose Abstufungen reinerer und minder reiner Geister. Viele derselben bewohnen mit Euch diesen Ball, sie schaffen in Luft und Wasser, Erde und Feuer, das Wachsen und Gedeihen der Thiere und Pflanzen, den blumigen Frühling, den fruchtbaren Herbst; sie leiten Donner und Blitz, sie wachen über die Bildung der Steine und Metalle im Innersten der Berge. Gerne theilen diese, so wie alle Ordnungen der Geister, mit dem Menschen, was die Natur gemeinsam für Alle hervorbringt; aber was jezt des Herzogs und deines Vaters Bergknappen im innersten Heiligthume der Berge für Frevel treiben, fassest du nicht, und ich werde es dir enthüllen, wenn es einst Zeit ist.

Diese Geister alle sind viel höherer, reinerer Natur, als die Menschen, sie sind unsterblich, sie sehen in die Zukunft, die Gegenwart liegt überall offen vor ihrem Blicke, und die Vergangenheit ist aus ihrem Gedächtnisse nicht verlöscht; aber sie missen manche Freude, die Ihr genießt. In alter Zeit war es anders. Da lebten diese Wesen vertraulich mit dem besseren Menschengeschlecht, sie verbanden sich in Liebe mit ihnen, und wurden dadurch der Seligkeit, der Freundschaft, des Glückes wechselseitiger Leistungen theilhaft, die uns in unserm reinen, unbedürftigen Seyn ewig unbekannt bleibt. Dafür gaben wir den Menschen höhere

Weisheit, wahre Erkenntniß ihres Verhältnisses zu dem einigen Gott, tugendhaften Willen. Aber die Menschheit sank, die Elementargeister zogen sich zurück; jetzt ist keine Verbindung unter uns mehr möglich, als wenn das reine Wesen sich entschließt, auf manche Vorzüge der Geisterwelt Verzicht zu leisten, mit der dichten Körperhülle das Loos des sterblichen Freundes zu theilen, und sich den Schmerzen, ja dem Tode der irdischen Natur zu unterwerfen. Und selbst dann darf es sich nicht in seiner wahren Gestalt zeigen; denn Ihr ertrügt diesen Anblick nicht. Darum sind diese Bündnisse äusserst selten, und Eure Geschichte nennt nur wenig auserwählte Sterbliche, denen der Umgang mit uns gestattet war.

Mich hat dein stilles Wirken, dein reiner Wille längst gerührt, wenn ich in hellen Mondnächten über den Felsen hinschwebte, an dem du saßest, und deinen Gesang und die Töne deiner Harfe vernahm. Wie oft haben diese Klänge mich aus den geheimen Gängen des Gebirges auf die Oberwelt heraufgezogen! Wie oft habe ich dich mit liebendem Gefühle beobachtet! Aber ich konnte dir nicht sichtbar werden, und wußte nicht, wie ich mich dir nähern sollte, als ein unglücklicher Zufall deine Augen dem Lichte schloß. Nun durfte ich es wagen, mich dir zu entdecken, ich durfte mit dir umgeben, dir sagen, daß ich dich liebe, daß ich um deinetwillen dem Loos der Menschlichkeit mich unterwarf, daß ich zwar sterben, aber auch dann mich nicht ganz von dir trennen, und wenn du mir einst folgest, in reinern Regionen dieses schöne Bündniß fortsetzen werde.

Du weißt nun, wer ich bin, was mich zu dir ge-

leitet hat, und willst du mich mit einem Namen bezeichnen, wie Ihr Menschenkinder zu thun pflegt, so nenne mich Argina. Kannst du mich lieben, obwohl dir bekannt ist, daß ich nicht zum Geschlecht der Kinder Adams gehöre, so sag' es mir morgen, wenn wir uns hier wiederfinden; graut dir aber vor der geisterhaften Freundin, so erwarte ich ebenfalls morgen — nicht deine Erklärung, aber dein Nichterscheinen an diesem Platze. Und nun leb' wohl! Sie stand auf, indem ein Seufzer ihrer Brust entfloh.

Horimirz, der bisher betäubt von all' den Wundern, die sich seinem Geist enthüllten, an ihrer Seite gesessen hatte, stürzte bei ihren letzten Worten zu ihren Füßen, und schlang in heftiger Rührung seine Arme um ihre Kniee. Er konnte nicht sprechen, aber seine Thränen, seine Erschütterung, waren die liebste Antwort für Argina. Sie beugte sich nieder zu ihm, sie richtete ihn auf, er sank zum ersten Mal an ihre Brust, er fühlte ein menschliches Leben ihm entgegen schlagen, die geheimnißvolle Bürgerin der Geisterwelt war für ihn nur ein liebendes, geliebtes Mädchen.

Als die Herzen ruhiger geworden, als sie Beide im Stande waren, noch etwas Anderes, als ihr Glück zu fühlen, und Horimirz sein Entzücken, seinen Dank gestammelt hatte, da begann Argina von neuem: ich habe dir noch Mehreres zu sagen, mein Geliebter! Unser Umgang ist von manchen Schranken eingeengt, und von mancher Gefahr bedroht. Du kannst dich nicht weiter, als eine helfende Hand dich leitet, von der Burg entfernen, und ich darf mich von keinem Sterblichen bei dir finden lassen. Das scheucht mich so oft aus

deiner Nähe. Aber ich habe auch dafür ein Mittel erdacht. Wenn du heute den Pfad zu deinem Schlosse hinansteigst, findest du an der Pforte ein schneeweißes Roß angebunden. Das nimm von mir als ein Geschenk! Es ist von seltnen Eigenschaften, und ganz für dich geschaffen. Es läßt Niemand aufsitzen, als dich, es versteht deine Worte, es kennt jeden Weg, den du ihm bezeichnest, es ist schneller, als der Wind, und sicherer, als ein Fels. Schemik ist sein Name. Ihm kannst du dich vertrauen, es trägt dich zu mir, wenn wir uns hier nicht sprechen können, es trägt dich auch auf die Jagd, in die Schlacht, wenn du es verlangst.

Ein lebhaftes Roth überflog des Jünglings Wangen. Ach, ein Pferd, ein Pferd, und freie Bewegung über die Flächen hin, und Jagd und Schlachten! Ein Sturm von freudigen Gefühlen und wehmüthigen Erinnerungen drängte sich in seiner Seele. Er sank an Argina's Brust, die Wehmuth gewann die Oberhand, Thränen glitten aus seinen Augen. — Ach, wie hülflos bin ich! rief er: was soll mir Jagd und Schlacht?

Sie drückte ihn sanft an sich. Horimirz! sagte sie: die helle, deutliche Aussicht in die Zukunft und Gegenwart ist mir zwar, seit diese irdische Hülle mich bekleidet, verschleiert und getrübt; doch dämmert mir noch zuweilen ein Strahl jenes Lichtes. Es wird nicht immer Alles so bleiben, wie es jetzt ist; du schwebst vor mir in Schlachten, im Siege, mit hellen Augen umherblickend, und ich harre deiner auf lichten Wolken. — Horimirz! Nimm den treuen Schemik an! Es wird dir einst von großem Nutzen seyn.

Argina entfernte sich, als der Begleiter des Jünglings erschien, der ihm von einem wunderschönen und prächtig gezäumten Schimmel erzählte, den man mit Staunen an dem Ring der Schloßpforte angehängt

gefunden habe, und der Niemand aufsitzen lasse, obwohl es schon die zwei Junker und Mehrere des Hofgesindes versucht hätten. Horimirz eilte, das Pferd zu erreichen. Er ließ es sich vorführen. Es war zahm, wie ein Lamm, es ließ sich von ihm streicheln, er schwang sich auf seinen Rücken, es trug ihn willig und stolz. Alles stand verwundert. Von nun an bedurfte Horimirz keines Begleiters mehr, er bestieg sein schlankes Roß, er flüsterte ihm zu, wohin er wolle, und das kluge Thier trug ihn sicher und schnell an den bestimmten Ort. Dort hieß er es seiner warten, und der Gaul weidete im Grase, oder stand geduldig an der angewiesenen Stelle, bis der Jüngling wiederkam, ihn kosend rief, und sich auf seinen Rücken schwang.

Nun beschieden sich die Liebenden an einsame, stille Plätze im Waldgebirge, und oft trug ihn Schemik zu der hochgewölbten und prächtig geschmückten Felskluft, in welcher Argina wohnte. Hier waren sie vor Spähern am sichersten, hier sah ihn Argina am liebsten, und hier floßen seine schönsten Stunden hin.

Der Sommer war indeß vergangen, im fallenden Blättergesäusel mit Nebel und rauhen Lüften nahete der Herbst, die Freuden der Jagd begannen, und Horimirz hörte oft mit schwerem Herzen Vater und Brüder sich auf ihre Rosse schwingen, und die Jagdhörner schmettern. Er dachte der Lust des Waidwerks, die er auch einst genossen, und die ihm nun, obwohl er sein kluges Pferd besaß, doch verwehrt war.

Zwar riefen ihm die Brüder, ihnen auf seinem Schemik zu folgen. Er begleitete sie bis zum Eingange des Waldes; aber als sich die Jagdgenossen zerstreuten, jeder sein Geschoß zurecht legte, und Horimirz wohl fühlte, wie wenig er zu solcher Zeitkürzung taugte, da lenkte er mit einem Seufzer den treuen Schemik

um, und ritt langsam, während die lustigen Töne der Jagd sich in der Ferne verloren, seinem Schlosse zu. Unter der bekannten Eiche stieg er ab, hieß Schemik am Bachesufer weiden, und warf sich in's Gras, den düstern Gedanken nachzuhängen. Da hörte er Argina's Stimme, die ihn freundlich rief. Sie setzte sich an seiner Seite. Auch sie schien des Freundes trübe Stimmung zu theilen, sie sprach wenig, und manchmal entschlüpfte ein Seufzer ihren Lippen. Horimirz bemerkte es, er forschte besorgt nach ihrem Kummer. — Du bist nicht glücklich, sagte sie. „Wie könnte ich es seyn?" — Und noch Manches steht dir bevor, das dein Herz verwunden wird. — Horimirz erschrak. Droht unserer Liebe Gefahr? rief er. „Nein, Horimirz, wenn du mir treu bleibst, nicht; aber ich sehe verworrene Bilder, ein scheues Roß, einen sterbenden Reiter und den Troß bestürzter Knechte um die Leiche des Gebieters versammelt. Droht deinem Vater, einem deiner Brüder Gefahr — ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß entscheidende Augenblicke für dich eintreten."

Horimirz wurde sehr niedergeschlagen durch diese Rede. So wenig sein Vater und seine Brüder es um ihn verdient hatten, hing er doch mit warmer Neigung an ihnen. Argina sprach ihm freundlich beruhigend zu, sie selbst aber schien beklommen, der Ton ihrer Stimme verrieth den Kummer, den sie vergebens zu verhehlen strebte. Horimirz fand die natürlichste Erklärung in ihrer Theilnahme an dem Schmerz, der ihm bevorstand, als sie plötzlich aufstand, ihre Arme ängstlich und bange um ihn schlang, einen leisen Kuß über seine Stirn hauchte, und sich mit einem tief heraufgeseufzten Lebewohl von ihm losriß.

Verwirrt, betrübt blieb er zurück. Da tönten Schritte durch's Thal her, Stimmen wurden vernehm-

lich, er erkannte einige Knechte seines Vaters. Argina's Verkündigung fiel ihm lastend auf's Herz, er stand auf, und schritt den Kommenden entgegen.

Da eilte schnell der Anführer der Schaar, der treue Brzetislaw, voraus, und grüßte den Sohn seines Herrn, und bereitete ihn auf eine unglückliche Mähr. Sein Vater hatte heute ein wildes Pferd geritten, und es nur mit Mühe gebändigt. Ein Vogel, der, von den Hunden aufgescheucht, mit lautem Flügelschlag aus einem Busch emporflatterte, machte den Gaul scheu, er riß aus durch Dickig und Moor, der Wladike vermochte nicht mehr, sich zu halten, er sank herab, sein Schwert fiel aus der losen Scheide, und in einer unglücklichen Wendung stürzte er in dasselbe. Die nacheilenden Knechte fanden ihn sterbend, er verschied in Brzetislaw's Armen, ohne ein Wort sprechen zu können.

Horimirz hörte die Kunde mit tiefem Schmerz, er verlangte, zu der Leiche geführt zu werden. Knieend drückte er ihre kalte Hand an die Lippen, und blieb lange in stummer Trauer darauf liegen. Dann erhob er sich, und traf Anstalt, die Reste des Vaters mit aller Feierlichkeit, die seinem Range und dem kindlichen Gefühle des Sohnes entsprach, zu beerdigen.

Kaum war dies geschehen, kaum die ersten Tage der Trauer vorüber, so erhuben sich Zwiespalt und Streit um die Güter des Vaters. Die Sitten des Landes sprachen sie dem ältesten, des Vaters oft geäusserter Wille den jüngern Söhnen zu. Sein schneller Tod hatte ihn gehindert, diesem Wunsche gesetzliche Kraft zu geben. Nun setzten die Stiefmutter und ihre Söhne Alles in Bewegung, um an dies Ziel zu gelangen; sie stützten sich auf Horimirz Unfähigkeit, seine weitgedehnten Besitzungen zu schirmen; sie suchten die Gunst der benachbarten Wladiken und des Herzogs.

Horimirz wandte keine dieser Künste an, und erwartete von dem Rechte und der schützenden Vorsicht, was seine Feinde ihm streitig machten.

Argina sah in dieser Zeit ihren Freund selten, und wenn sie sich trafen, war sie still, mancher Seufzer entfloh ihrer Brust, und Horimirz, der von so mancher Seite gekränkt war, litt nun auch durch den Trübsinn der Geliebten. Oft hatte er sie schon befragt; sie läugnete, und blieb in sich gekehrt.

Einst, an einem trüben Herbstabende, als sie Beide lange schweigend nebeneinander gesessen hatten, glaubte Horimirz sie weinen zu hören. Dieser Ton wendete ihm das Herz in der Brust. Was ist das? rief er ängstlich: du weinst, Argina? Um Gottes willen, was hast du?

Horimirz! sagte sie nach einer Pause: es ist nöthig, daß ich über Wichtiges mit dir spreche. Höre mich an! Du stehst jetzt an einem entscheidenden Punkte deines Lebens. Es handelt sich um dein väterliches Erbe, um deinen Wirkungskreis in der Welt. Deine Tugenden bedürfen und verdienten einen weitgesteckten, und deine Feinde streben darnach, dich auf immer zu Einsamkeit und Beschränkung zu verdammen. Der einzige Grund, aus dem sie das thun können, ist dein unglücklicher Zustand, obwohl ich überzeugt bin, daß du auch ohne das Licht der Augen im Stande bist, deine Besitzthümer weise zu verwalten, und wenn es nöthig ist, tapfer zu schirmen; aber deine Feinde flüchten hinter diesen Vorwand. Wären deine Augen geöffnet, so könnte keine Gewalt dir deine Güter bestreiten, und — ihre Stimme stockte — es steht nunmehr in meiner Macht, diesen Vorwand zu beseitigen. Ich kann —

Mich sehend machen? rief der Jüngling, und das Uebermaß der Freude erstickte seine Stimme.

Argina schwieg. Nach einer Pause sagte sie mit wankender Stimme: Ja, mein Freund! Meine Bitten haben den König der Geister, unter den wir Alle uns beugen, gerührt. Er hat es in meine Hand gegeben, deine Augen zu öffnen, und ich erwarte deinen Ausspruch.

O Gott! rief Horimirz: ich werde sehen! Ich werde dich sehen!

Mich nicht! antwortete Argina kaum hörbar: ich darf dir ja nicht sichtbar werden, das weißt du, und nur dein Unglück konnte mich dir nahe bringen; aber du wirst sehen, Horimirz! fuhr sie lebhafter fort, die schöne Welt, den Frühling, die Sonne in ihrem Glanz, das Antlitz der Menschen, du wirst wandeln können, wohin du willst, dein Pferd tummeln, in die Schlacht, zu Siegen ziehen —

Und du?

Ich — werde in der Tiefe der Felsen dein Glück wissen, und mich dessen recht innig freuen.

Und wir werden uns nicht mehr treffen? Du wirst mir nicht mehr in einsamen Stunden begegnen? Deine sanfte Hand wird mich nicht mehr leiten?

Du wirst meiner nicht mehr bedürfen, du wirst glücklich seyn!

Nein, nein! rief Horimirz, und umschlang die Geliebte mit ängstlicher Heftigkeit: o, ich lasse dich nicht! Um diesen Preis verlange ich weder die Güter meines Vaters, noch die Gabe des Lichts. O laß mich mit dir ziehen, in ewiger Nacht bei dir in deiner Felsenhöhle wohnen! Laß mich nichts Anderes besitzen, als was du mir reichst, aber laß mich bei dir seyn, und ich bin selig!

Argina umschlang den Freund in stillschweigender

Rührung. Sie empfand den unendlichen Werth des Opfers, das er ihr brachte, und ihr Herz gelobte ihm heilige Vergeltung.

Und hätte es so großen Reiz für dich, mich zu sehen? sagte sie nach einer Weile, als ihre süß bewegten Gemüther wieder ruhiger geworden waren.

O, Argina! erwiederte Horimirz: wenn ich dich nur einmal, auf einen Augenblick nur, sehen könnte, um dein Bild in mich aufzufassen, und in meiner tiefen Nacht als ein süßes Kleinod zu bewahren!

Vielleicht ist auch das möglich, antwortete die Freundin: es sind ja nicht diese beiden Sterne nur allein, durch welche die im irdischen Leibe gefangene Seele die Eindrücke der sichtbaren Gegenstände außer ihr erhalten kann. Es war einst ganz anders, und es liegen Kräfte in Euch Sterblichen, die Ihr selbst nicht kennt. Horimirz! Mein Freund! fuhr sie fort, indem sie ihren Einen Arm um seine Schulter schlug, und mit der andern Hand zu wiederholten Malen leicht über seine Augen hinstrich: fühlst du etwas?

Was machst du, Argina? flüsterte Horimirz, und seine Augenlieder schloßen sich. Ein sanftes Niederwallen, wie des süßesten Schlummers, floß durch seine Glieder. Argina legte ihre Hand auf seine Brust, und er entschlief in ihrem Arme. Aber in demselben Moment sah er hell die Gestalt eines wunderschönen Mädchens neben sich, an deren Brust er lag, und die mit liebevollen Augen zärtlich auf ihn niedersah. Ihre hellbraunen Seidenlocken floßen unter einem silberduftigen Schleier auf ihre Schultern, ein hellschimmerndes Silbergewand umwallte den zarten, schlanken Leib, unter dem Busen mit einem himmelblauen Gürtel gefaßt. Argina! Bist du es? rief Horimirz. — Du siehst mich? antwortete die Gestalt: nun, so ist dein und

mein Wunsch erfüllt. Ja, ich bin's, Horimirz, das Wesen, das dich mehr liebt, als sich selbst, das keinen andern Zweck seines Daseyns kennt, als dein Glück! Sie beugte sich nieder zu ihm, ihre Lippen streiften die seinen. Er war in Seligkeit aufgelös't, ihm war die Gestalt der Geliebten sichtbar geworden, er sprach mit ihr, er trank ihre Züge begierig in sich. Eine Weile dauerte dieses Glück. Da ertönten plötzlich Hifthörner. Argina nahm die Hand von Horimirz's Busen, er schlug die Augen auf, ihn umgab seine alte Nacht; aber er lag noch an Argina's Brust. Schnell sagte sie: Man kommt! Dein Bruder kehrt von der Jagd zurück, ich muß dich verlassen. Sie drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen, und war fort.

Ganz selig blieb er in seiner tiefen Finsterniß zurück. Es wohnte jetzt ein Lichtstrahl in seiner Brust, der sie mit himmlischem Glanze erhellte. Argina's Bild stand vor ihm, ihr leiser Kuß weilte noch auf seinen Lippen, und kein anderer störender, oder zerstreuender Eindruck schwächte den Schimmer der himmlischen Erscheinung. Treu und fest hielt sein Gemüth sie in sich, und wie zweifelhaft oder traurig Andern sein Loos schien, er fühlte sich glücklich, denn das holdeste Wesen hing mit der zärtlichsten Neigung an ihm, und dies Wesen war so überirdisch lieblich!

Unterdessen hatten seine Stiefmutter und ihre Söhne Schritte über Schritte gemacht, um an ihr Ziel zu gelangen. Sie hatten die mächtigsten Wladiken, sie hatten den Herzog selbst für ihre Sache zu gewinnen gesucht. Aber auch Brzetislaw war für den geliebten Sohn seines Herrn nicht unthätig gewesen. Horimirz's heiliges Recht, seine Tugend, die Liebe des Volks, die Achtung seiner Freunde waren mächtige Fürsprecher, und Krzesomysl fürchtete weniger Widerstand von einem

blinden Vasallen, als von dem bekannten rauhen Sinn seiner tapfern Brüder, die dem Vater nachgeartet waren. An dem Morgen, den die Stiefmutter ersehen hatte, um ihre Söhne dem versammelten Volke, ihren Lehensleuten und den benachbarten Wladiken vorzustellen, wo sie zwischen ihnen in prächtigen Kleidern auf dem Altan des Schlosses erschien, und der versammelten Menge den oft ausgesprochenen Willen ihres verstorbenen Eheherrn in Rücksicht der Erbfolge und die ritterlichen Thaten der Söhne in's Gedächtniß rief, mit Kunst und einnehmender Freundlichkeit sprach, ihre Kämmerlinge sich anschickten, Geld unter die staunenden Haufen auszuwerfen, und sie nun erwartete, den Beifallsruf des Volkes emporsteigen zu hören, da lief ein dumpfes Gemurmel durch die Menge hin: wo ist denn der Aelteste? Wo ist Horimirz, unser Vater, unser Beschützer? — Betroffen stellte ihnen die Wittwe vor, daß der blinde Jüngling nicht im Stande seyn würde, sein Erbe zu schirmen und zu vertheidigen. In dem Augenblick trat Brzetislaw, mit Horimirz an der Hand, auf den Altan. Ein lautes Freudengeschrei stieg empor. Brzetislaw stellte ihnen ihren rechtmäßigen Gebieter vor, und ein Ritter, in die Farbe des Herzogs gekleidet, trat vor, und erklärte, daß er so eben gekommen sey, dem Horimirz im Namen des Herzogs die Belehnung mit den Gütern seines Vaters zu verkündigen, und ihn aufzufordern, so bald als möglich sie aus des Herzogs Hand zu empfangen. Erbleichend traten die Wittwe und ihre Söhne zurück. Alles rief laut und mit einmüthiger Freude Horimirz zum Herrn aus, er mußte sich herab führen lassen, die Krieger setzten ihn auf einen Schild, Alles drängte sich um ihn, seine Güte, seine Schönheit, selbst sein Unglück machten ihn allen Herzen theuer. Mit tiefer Rührung verhieß er ihnen Allen Vater zu seyn,

und sein Liebstes, ja, sein Leben für sie zu geben. Die Wladiken traten hinzu, ihn als ihren Bruder zu begrüßen, die Lehensmänner leisteten ihm den Eid. Er aber, nachdem die Ceremonie vorüber war, wandte sich an seine Stiefmutter, beugte sich ehrerbietig vor ihr, und bat sie, als die Wittwe seines Vaters, dies Schloß, so lange sie lebte, als ihr Eigenthum, und ihn als einen gehorsamen Sohn zu betrachten, der es sich zur Ehre rechnen würde, ihr die Liebe zu vergelten, die sie seinem Vater erwiesen. Dann rief er seine Brüder, faßte ihre Hände, redete ihnen freundlich zu, und brachte es endlich dahin, daß sie, besiegt von seinem Edelmuth, mit freundlicher Liebe das Anerbieten annahmen, brüderlich mit ihm auf dem Schlosse des Vaters zu leben.

Die Unterthanen, die Nachbarn hatten nicht zu viel von Horimirz erwartet. Sein kluges und gütiges Benehmen entsprach jedem ihrer Wünsche. Das unruhige Pochen, das gierige Graben in den dumpfen Höhlen seiner Berge verstummte, das bleiche Volk der Knappen verließ seinen dunkeln Aufenthalt, es bevölkerte die Dörfer wieder, es baute die freie, nährende Erde; Fleiß, Ordnung und Frömmigkeit kehrten in die ländlichen Hütten zurück, und Horimirz, obwohl er den Segen, den er verbreitete, nicht sehen konnte, genoß doch in Argina's Liebe, in Brzetislaw's Treue, in der Dankbarkeit seiner Unterthanen ein süßes Glück. Ja, er bezwang selbst die Herzen seiner Widersacher, daß Stiefmutter und Brüder ihm hold wurden, und die letzteren unter Brzetislaw's Anführung die Fehden Horimirz's mit so viel ritterlichem Muthe ausfochten, als kämpften sie für ihr eigenes Wohl.

Aber dies Glück fand bald Neider und Feinde. Herzog Krzesomysl sah mit grimmigem Unmuth, wie sehr ihn seine vermeinte Klugheit getäuscht, und wie schlecht

er sich selbst gerathen, als er einen, wie er glaubte, Schwachen und Hülflosen mit den reichen Besitzungen von Neumietel belehnt hatte. Horimirz's Maßregeln entsprachen dem Wunsche der größern und bessern Menge des Volkes eben so sehr, als sie einen, obgleich stillen, doch öffentlichen, Tadel der seinigen enthielten. Er haßte daher den muthigen Neumietelsky, der seinen Planen entgegen arbeitete, und im Grimm darüber verdoppelte er die Arbeiten in seinem Gebirge, und zwang noch mehr Ackerleute, den Pflug zu verlassen. Der Mangel nahm immer mehr überhand, das Volk jammerte. Horimirz beredete sich mit seinen Brüdern und Freunden, er wußte sie dahin zu stimmen, daß sie beschloßen, dem Herzoge einmüthig Vorstellungen zu machen. Die Gesandtschaft brach auf, Horimirz an ihrer Spitze. Er trat vor den Herzog, und sprach furchtlos und mit eindringender Beredtsamkeit. Die Zahl, die Macht der mit ihm erschienenen Wladiken flößten Krzesomysl Scheu ein; er versprach, ihre Vorschläge zu erwägen und Abhülfe zu thun. Aber kaum hatten sie sich entfernt, so überrechnete er, um wie viel geringer seine Einkünfte, um wie viel schwächer seine Macht seyn würde, und die Bergarbeiten wurden nicht eingestellt, ja, vielmehr wuchs der Trotz und Uebermuth der Knappen ungescheut.

Sie hatten bald erfahren, welche Gesandtschaft bei dem Herzog und wer ihr Führer und Sprecher gewesen, und sie sannen auf Rache an dem muthigen Wladiken, der sich ihrem Treiben und Gewinn widersetzte.

Horimirz saß mit Argina im Thale hinter der Burg. Ein milder Abend senkte nach einem schönen Frühlingstage sich nieder auf die Gegend. Horimirz fühlte das Leben der wiedererwachenden Natur. Der Gesang der Vögel, das Rauschen einer nahen Quelle, das Summen

der Bienen und Käfer um ihn regten sein Herz in frohen Gefühlen auf. Aber Argina war einsylbig, in sich gekehrt, sie lehnte das Haupt an seine Brust, und er glaubte sie weinen zu hören.

Was ist das? rief er: Argina weint?

O, laß mich weinen! rief sie: Laß mich dich halten! Laß mich mein einziges, höchstes Glück zum letzten Male genießen!

Zum letzten Male? fragte Horimirz, und sein Blut erstarrte: — Was willst du damit sagen?

Ich weiß nichts Bestimmtes, ich sehe nichts deutlich, antwortete sie mit bebendem Laute, nichts, als daß wir getrennt werden sollen. Ob durch Tod, durch Zufall, durch Bosheit, ist mir unbekannt; aber meine Ahnungen sagen mir, daß ich dich verlassen muß, und bald, und für diese Welt auf immer!

Nein, nein! rief der Jüngling: das kannst du nicht! Was sollte ich Unglücklicher beginnen ohne dich?

Das unendliche Wesen, lieber Horimirz, das dich und mich erschuf, das uns zusammen geführt hat, wird für dich sorgen, wenn ich es nicht mehr kann. Nur ich allein bin zu beklagen, die ihres Lebens Gehalt und Zweck mit dir verliert. Sie schloß ihn fester an ihre Brust, ihre Seelen ergoßen sich in Betheurungen der innigsten Liebe, der bangen Ahnung, womit Argina Horimirz's Seele erfüllt hatte.

Ein wilder Lärmen schreckte sie auf. Argina fuhr aus den Armen ihres Freundes empor. Was ist das? rief sie: ein zahlreicher Haufe bewaffneter Männer dringt durch den Wald gegen das Schloß vor. Einige nehmen den Weg hierher. O, rette dich, rette dich!

In dem Augenblicke tönten bekannte Stimmen hinter ihnen. Es war der treue Brzetislaw, der mit einigen Reisigen den Berg herabeilte. Aber jetzt zischte

ein Pfeil, und Argina stürzte mit einem Schrei an Horimirz's Brust.

Rettet Euch! folgt mir, gnädiger Herr! rief Brzetislaw, der jetzt an Horimirz's Seite stand.

Rette dich! lispelte Argina leise.

Was ist geschehen? Was wollt Ihr? zürnte Horimirz.

Herr! die Bergleute von Przibram und Eule haben sich aufgemacht, die Klage, die Ihr bei'm Herzog angebracht, zu rächen. Sie kommen mit Hauen, Brecheisen und Hammern bewaffnet, mit Köcher und Bogen versehen, Eure Burg zu stürmen. Hier dringt schon ein Haufen von ihnen heran, der Euch gesehen hat; die Andern ziehen den Berg hinauf. Hier ist Euer Roß. Rettet Euch, so schnell Ihr könnt!

Argina! rief Horimirz außer sich, ohne auf das zu achten, was um ihn vorging: Du blutest! Gerechter Gott! Ich fühle den warmen Strom über meine Hände fließen.

Ich sterbe, Horimirz! lispelte sie: ich weiß es, es ist mein Tod. Ein Pfeil, den jene Wilden auf dich absenden wollten, traf meine Brust. Ich bin glücklich, daß sie dir zum Schilde ward. Aber nun, da ich von dir scheiden muß, nun darf ich auch —

Bei diesen Worten unterbrach sie das Getöse des Gefechts. Brzetislaw hatte sich mit den wenigen Reisigen, die ihm von der Burg herabgefolgt waren, der eindringenden Schaar der Bergleute entgegengeworfen, die Horimirz von Weitem gesehen, und mit dem Pfeile zu tödten vermeint hatten. Es gelang ihm, sie zum Weichen zu bringen; aber der Kampf wurde hart. Während dessen hatte Horimirz, der nichts dachte, nichts fühlte, als die sterbende Geliebte, sie schonend auf den thauigen Rasen gelegt. Er knieete neben sie hin, er strebte, so gut er's vermochte, mit seinen Hän-

den, mit ihren Gewändern die Wunde zu schließen, und das Blut, mit dem ihr Leben entströmte, aufzuhalten.

Vergebliches Bemühen! sagte Argina, mit immer schwächerer Stimme: Du hältst diesen warmen Strom und mein entfliehendes Leben nicht auf. Es ist der Wille des Schicksals. Ich sterbe, aber ich sterbe für dich. Unfähig zu antworten, unfähig, seinen Schmerz zu fassen, sank Horimirz in starrem Entsetzen über die Sterbende hin.

Ich lasse dich nun allein in einer Welt zurück, sagte sie, ihn sanft aufrichtend, in der dein Unglück nur durch meine Liebe und Treue erträglich ward, ja, in der es durch einen gewaltigen Willen, den ich nicht zu beugen vermochte, zur Bedingung unsers Beisammenseyns wurde. Jetzt scheide ich, diese Beschränkung hört auf, du sollst die treue Freundin nicht so bitter vermissen, und deine Selbstständigkeit soll dir Ersatz für meine treue Liebe werden.

Sie erhoben sich mühsam, sie hauchte sanft über seine Augenlieder, sie betete leise, aber inbrünstig, und, von Licht geblendet, und betäubt von Allem, was sich in den Raum weniger Minuten drängte, stürzte der Jüngling von neuem nieder.

Indessen war Brzetislaw mit seinen Gefährten von der Verfolgung der feindlichen Schaar zurückgekehrt. Sie fanden ihren Gebieter ohnmächtig auf dem zerrissenen Busen des sterbenden Mädchens liegen. Mit Mühe gelang es ihnen, ihn zu sich zu bringen, und jenes entfliehende Leben noch eine Weile aufzuhalten.

Er schlug die Augen auf. Ich sehe! rief er: O, Argina! Seine Arme wendeten sich zu ihr. Die Krieger hoben die Sterbende auf einen Wink, den sie ihnen gab, empor, sie legten sie in Horimirz's Arme, er hing mit

seinen ersten Blicken an den letzten der sterbenden Geliebten. Mit schwacher Stimme sagte sie: Horimirz! Höre meine letzte Bitte! Laß mich nicht in deine Grabgewölbe beisetzen! Bringe meine Leiche in die Felsenhöhle, in der wir oft so glücklich waren! Leb' wohl! Leb' wohl! Blick und Stimme brachen, sie lächelte ihn noch einmal an, und verschied.

Staunend, mitleidsvoll und entsetzt standen die Krieger vor ihrem Gebieter, dem Ein Augenblick die Geliebte geraubt, und das Licht wieder gegeben hatte. Aber es blieb ihnen nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Die Bergleute hatten die Burg erstürmt, die Flammen des Schlosses leuchteten schrecklich von der Höhe herab, die reichen Kornspeicher, die Horimirz's Klugheit gesammelt hatte, gingen in heller Lohe auf, Brand und Verwüstung wuchs, Geheul der Bewohner, wüstes Geschrei der siegenden Feinde hallten von der Höhe herab, die Reisigen rißen ihren Herrn mit Gewalt von der Leiche weg, hoben ihn auf sein Pferd, und sprengten mit ihm davon.

Die Nacht kam und verging, der Morgen brach an, die Flammen der Burg Neumietel sanken in Asche zusammen, die hohlen Mauern standen grauenhaft und geschwärzt aus dem Schutte empor, der wilde Haufen, der diese Verwüstung angerichtet, war fortgezogen, Alles war still und öde. Aber weit, weit davon lag der unglückliche Horimirz, von seinen wenigen Getreuen umgeben, auf fremdem Gebiete, und verbarg sich vor dem Tage, der ihm zum ersten Mal seit so langer Zeit entgegen leuchtete, und verwünschte die Sonne, nach deren Anblick er sich so oft gesehnt hatte. Ein Reisiger sprengte daher. Es war sein Bruder. Unfähig, mit seiner kleinen Mannschaft die Burg gegen solche Uebermacht zu halten, hatte er zuerst bei'm Anrücken der Feinde den

treuen Brzetislaw in's Thal gesendet, um Horimirz zu warnen, und zu retten; dann hatte er nach einiger Vertheidigung, die nur so lange währte, um indessen seine Mutter, die besten Schätze, und die wenigen Bewohner des Schlosses durch den unterirdischen Gang zu retten, die leeren Mauern den Wüthenden überlassen. Ihn aber hatten Landleute auf die Spur seines Bruders geleitet; er war innig erfreut, ihn gerettet zu finden, und bat ihn, nun mit ihm zurückzukehren.

Horimirz saß bleich, stumm am Boden, und hörte den ganzen Bericht mit dumpfer Gleichgültigkeit an. Der Bruder erschrak, er sprang vom Pferde, knieete neben ihm nieder, und umarmte ihn zärtlich. Diese freundliche Sorge lös'te den starren Krampf von Horimirz's Herzen, er umschlang den Bruder fest, und sagte endlich: Bruder! Weißt du, daß ich sehe? Der Jüngling sprang freudig empor. Frohlocke nicht! antwortete Horimirz: ich habe meine Augen mit dem Glück meines Lebens erkauft! Er winkte. Man brachte ihm sein Pferd. Ohne zu klagen, ohne zu sprechen, ritt er mit den Uebrigen seiner Burg zu. Bei dem Anblick ihrer Trümmer verhüllte er sein Gesicht auf einen Augenblick; dann sagte er tiefseufzend zu Schemik: zur Herrin! Und das Pferd wendete sich, und trabte durch's Gebüsch dem Thale zu. Die Andern folgten wundernd. Noch lag die schöne Leiche, wohin Horimirz sie gelegt hatte, selbst im Tode reizend, auf Gras und Blumen hingegossen da. Dieser Anblick riß die ersten Thränen aus Horimirz's Augen, er sprang ab, und warf sich neben ihr nieder. Er ließ seinem Schmerze freien Lauf; die Uebrigen standen in feiernder Stille umher.

Horimirz befahl nun, wie es die Entschlafene gefordert hatte, ihre theuern Reste nach der Felsengrotte zu bringen. Hier ließ er sie auf reiche, kostbare Decken

legen, und brachte die Stunden, die er der Wiederaufbauung seiner Burg und der Sorge für seine Unterthanen abmüßigen konnte, bei ihr zu. Keine Entstellung, keine Verwesung nahete der schönen Hülle. Horimirz weidete mit wehmüthiger Lust den neuerwachten Sinn daran. Diese Grotte war sein liebster, fast sein einziger Aufenthalt, und der Anblick der Geliebten, die für ihn gestorben, sein Schmerz und seine Seligkeit zugleich.

Endlich aber, nach einigen Tagen, schien es, als ob diese schönen Glieder weniger körperlich, weniger fühlbar würden. Mit Staunen beobachtete Horimirz das Wunder. Der zarte Leib, von überirdischem Ursprung, und nur für die Zeit ihrer Liebe, ihres Umgangs mit dem sterblichen Jüngling, verdichtet, lös'te sich in seine ursprüngliche Lichtmaterie auf; alle Tage fand ihn der trauernde Freund klarer, leichter, nebelartiger, und endlich verschwand er in lichtem Duft, und mit ihm jeder irdische Rest der Geliebten.

Tief trauernd, als ob er sie erst heute wieder verloren hätte, kehrte Horimirz in die Burg zurück, verschloß sich in seine innersten Gemächer, und wollte von keinem Trost, keiner Zerstreuung wissen. Die Klagen seines Volkes schlugen zuerst an sein Herz, und weckten ihn aus dem dumpfen Traum. Uebermüthig durch den ungestraften Frevel, waren die Bergleute weiter geschritten, hatten Dörfer verödet, Saaten zerstört, und der Herzog, ihrer Arbeit und seines Gewinnes froh, sah müßig dem Frevel zu. Da entbrannte Horimirz's Zorn, und er machte sich mit seinen Brüdern und seinen Mannen auf, die Noth des Landvolks, die eigene erlittene Schmach und den Tod der Geliebten an den Uebermüthigen zu rächen.

Unvorbereitet, wie ein Strahl des Himmels, überfiel sie die Strafe. Sie setzten sich vergeblich zur Wehre,

ihre Häuser wurden verbrannt, sie selbst, wo sie sich kämpfend zeigten, fielen unter den rächenden Schwertern ihrer Gegner. Was aber die Rache des Einzelnen in Segen für das Land wandelte, war, daß Horimirz alle Schachten zerstörte, alle Gruben aufließ, die Schleussen der gehemmten Bergwasser zog, daß verheerende Fluten die Minen anfüllten, und so in der kurzen Zeit weniger Stunden die Arbeit vergangener Jahre zerstört und auf lange künftige vereitelt wurde. Ueberall zeigte Schemik ihm den Weg, als verstände er seines Herrn Willen, und wäre ihm gern behülflich.

Siegreich und zufrieden zog Horimirz mit seinen Schaaren nach Neumietel zurück. Aber die Bergleute eilten zum Herzog, und klagten den Wladiken der verübten Rache an. Krzesomysl wüthete, doch wagte er nicht, öffentlich eine That zu rügen, über die die Meisten im Lande sich heimlich freueten; aber er ließ Horimirz zu sich auf den Wischerad bescheiden.

Die Brüder und Brzetislaw warnten Horimirz, nicht zu gehen: der Herzog sinne auf böse Tücke, in Neumietel könne er furchtlos und sicher bleiben, denn mit offener Gewalt würde der Herzog sich nicht an ihn wagen. Aber Horimirz, seinem klugen Schemik vertrauend, und seiner guten Sache sich bewußt, ließ sich nicht von sorglichem Rathe halten, und ritt gen Prag. Mit äußerlicher Freundlichkeit empfing ihn der Herzog und erwähnte des Vorgefallenen nicht; aber so wie er durch eine List das kleine Gefolge von ihm entfernt hatte, ließ er ihn binden, und in ein tiefes Verließ werfen. Dann versammelte er seine Räthe, saß selbst zu Gericht, hieß die Bergleute ihre Klagen vorbringen, und, ohne auf Horimirz's Vertheidigung zu hören, wurde sein Urtheil gesprochen, und er zum Tode verdammt.

Man kündigte es ihm an. Nicht die Liebe zum Leben, aber der Unmuth über diese empörende Ungerechtigkeit fachte in ihm das Verlangen an, sich diesem unbilligen Spruche zu entziehen. Ihm war nur mehr kurze Zeit zum Leben vergönnt; denn der Ruf seiner Gefangennehmung hatte sich verbreitet, seine Brüder, die mächtigsten Wladiken, das ganze Land gerieth in Bewegung, und der Herzog mußte fürchten, daß ihm sein Gefangener mit Gewalt entrissen würde. Darum sollte der Spruch noch an diesem Tage vollzogen werden. Horimirz unterwarf sich mit scheinbarer Ergebung, und forderte nur als letzte Gunst die Freude, sein treues Roß noch einmal besteigen zu dürfen. Der Herzog lächelte über diese seltsame Bitte, und Schemik wurde vorgeführt. Traurig betrat das edle Roß den Hofraum des Schlosses, als ahne es seines Herrn Geschick. Horimirz näherte sich dem Pferde, streichelte es, flüsterte ihm in's Ohr, worüber der Herzog und sein Hofgesinde spöttelnd lachten, und schwang sich auf seinen Rücken. Der Gaul, als wäre ein neuer Geist in ihn gefahren, hob den Kopf stolz in die Höhe, und hieb mit den Vorderfüßen ungeduldig in das Pflaster des Hofes. Sein Herr tummelte es ein Paar Mal im Kreise umher, und Alles bewunderte den stolzen Wuchs des edlen Thieres. Plötzlich bäumte es sich, und war mit einem Satze auf der andern Seite des Palastes, wo in einer niedrigen Mauer das Thor mit fest eingefugten Flügeln stand, das vom Schloß den hohen Berg hinab an die Moldau führte.

Auf einen einzigen begütigenden Laut seines Herrn stand das Pferd wie eine Mauer, Horimirz klatschte ihm liebkosend den schlanken Hals, lenkte es wieder in die Mitte, tummelte es noch ein Paar Mal, sprach dann wieder leise mit ihm, der Schimmel wandte den Kopf, und zum unaussprechlichen Entsetzen aller Anwesenden

sagte er: nun, Herr, halte dich fest! richtete sich in die Höhe, und sprang mit einem Satz über die Mauer, über die Moldau, und stand am andern Ufer, daß der Herzog und sein Gefolge ihm bestürzt und angstvoll nachstaunten. Hierauf sahen sie, wie Horimirz sein zitterndes Pferd streichelte, abstieg, ihm den Zaum abnahm, und es sich am Ufer ergehen ließ.

Furcht und böses Gewissen lähmten des Herzogs Zorn. Er wagte es nicht, den Wladiken von Neumietel noch einmal anzutasten, dem die Kräfte der Zauberwelt zu Gebote zu stehen schienen, und von dessen wunderbarer Heilung und geheimen Umgang mit einer Gottheit der Berge das Gerücht schon lange geflüstert hatte. Ruhig sah er daher zu, daß Horimirz, als Schemik sich erholt hatte, auf ihn zutrabte, und ihn gleichsam zum Aufsteigen einlud, sich auf seinen Rücken schwang, und langsam den Weg nach seiner Burg einschlug.

Von nun an blieb Horimirz unangefochten. Die Bergleute hatten seinen gewaltigen Arm, der Herzog seine geheime Macht und die Kraft seines muthigen Sinnes fürchten gelernt. Die zerstörten Schachten sicherten auf längere Zeit dem Lande Frieden und stillen Genuß des rechtmäßig Erworbenen. Alles erholte sich, Alles blühte ringsum auf; nur Horimirz genoß des Segens nicht, den er verbreitet hatte. Die schöne Natur, die wieder glänzend vor seinen geöffneten Blicken lag, rührte ihn nicht. Er war glücklicher gewesen, als eine treue Hand ihn in ewiger Finsterniß leitete, und noch ein letztes, theures Band lös'te sich von seinem wunden Herzen. Der treue Schemik starb an den Folgen jenes überkühnen Sprunges. Horimirz verließ den lieben Gefährten so mancher dunkeln und stürmischen Tage nicht in seinen letzten Stunden, er schlug sogar eine Einladung des Herzogs aus, der, um den gefürchteten

Wladiken zu gewinnen, ihn zu einem großen Feste an seinen Hof lud. Mit höflicher Entschuldigung sandte er seine Brüder hin, und blieb bei seinem sterbenden Thiere. Als es todt war, ließ er es nach derselben Felsengrotte bringen, aus der es, wie ihm Argina gesagt, entsprungen war. In wenig Tagen war, wie bei Argina's Leiche, der zarte, nicht irdische Stoff in feinen Duft gelös't, und Alles verschwunden.

Horimirz wurde nicht wieder froh. Täglich stieg er den Schloßberg herab, und saß unter der Eiche, wo ihm Argina zuerst begegnet, oder in dem Thal, wo sie in seinen Armen verschieden war. Seine Harfe war wieder seine einzige liebste Gesellschaft. Blaß und stumm, wie ehemals, lehnte er sein Haupt an sie, der Wind hob sein schweres Gelocke, und spielte um die blassen Wangen, um den wehmüthig lächelnden Mund, die Hand rührte die bebenden Saiten, und ein leiser Gesang enttönte seinen Lippen:

Schimmernd liegt die weite Fläche,
Und der Mittag thront in stolzer Pracht,
Hier der Silberglanz der Bäche,
Dort der Tannenwälder tiefe Nacht,
Grüne Dämm'rung in den Schatten,
Farbenspiel auf Frühlingsmatten,
Leichtes Leben, frische Lust
Rings in jedes Wesens Brust.

Tausend Blüthen seh' ich prangen,
Tausend Blumen wiegen sich am Bach,
Und mit liebendem Verlangen
Schlüpft der Vogel hier dem Vogel nach.
Bienen, Käfer seh' ich gaukeln,
Mücken sich auf Strahlen schaukeln,
In der sonnenhellen Fluth
Scherzt der Fisch mit frohem Muth.

Alles schwelgt im Meer der Freuden,
Alles sonnet sich im warmen Strahl,
Keines kennet meine Leiden,
Keines ahnet meine tiefe Qual!
Wo sich jedes Herz ergetzet,
Wird nur meines schwer verletzet,
Und der Quell der Lust, das Licht,
Meinen Geist erfreut es nicht!

Einst von Finsterniß umflossen,
Abgetrennt von jeder Erdenlust,
Ward die Welt in mir erschlossen,
Blüht' ein schönes Glück mir in der Brust.
Auf den nachtumflorten Wegen
Kam mir treue Lieb' entgegen,
Führte mich mit sanfter Hand,
Schlang um mich ein Freudenband.

Durch das Dunkel hört' ich's nahen,
Und die holde Stimme drang zu mir;
Seh'n nicht konnt' ich's, doch umfahen,
Ach, und selig ruht' es sich bei ihr!
So von ihrem Arm umschlungen,
Seel' an Seel' in Eins verklungen,
Fehlte mir des Tages Licht,
Fühlt' ich sein Entbehren nicht!

Jetzt ist Licht dem Aug' gegeben,
Aber meine Freuden sind nicht mehr,
Oede starrt das wüste Leben,
Und die Welt liegt hell und kalt umher.
O wer gibt mir jene Freuden,
Jene zartgestillten Leiden,
Meiner Liebe stilles Glück,
Meine Dunkelheit zurück?

So sang Horimirz in trüben Gedanken zur Harfe. Keine Freude erheiterte mehr seinen Geist, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn. In einer Fehde, die er für seinen Bruder ritterlich ausfocht, traf ein Pfeil seine Brust. Er stürzte, mit dem Blutstrom entfloß sein Leben; aber vor seinen brechenden Augen erschien Argina auf lichten Wolken, und der Tod vereinigte die getrennten Liebenden wieder.

Alles schwelgt im Meer der Freuden,
  Alles sonnet sich im warmen Strahl,
Keines kennet meine Leiden,
  Keines ahnet meine tiefe Qual!
Wo sich jedes Herz ergetzet,
Wird nur meines schwer verletzet,
    Und der Quell der Lust, das Licht,
    Meinen Geist erfreut es nicht!

Einst von Finsterniß umflossen,
  Abgetrennt von jeder Erdenlust,
Ward die Welt in mir erschlossen,
  Blüht' ein schönes Glück mir in der Brust.
Auf den nachtumflorten Wegen
Kam mir treue Lieb' entgegen,
    Führte mich mit sanfter Hand,
    Schlang um mich ein Freudenband.

Durch das Dunkel hört' ich's nahen,
  Und die holde Stimme drang zu mir;
Seh'n nicht konnt' ich's, doch umfahen,
  Ach, und selig ruht' es sich bei ihr!
So von ihrem Arm umschlungen,
Seel' an Seel' in Eins verklungen,
    Fehlte mir des Tages Licht,
    Fühlt' ich sein Entbehren nicht!

Jetzt ist Licht dem Aug' gegeben,
  Aber meine Freuden sind nicht mehr,
Oede starrt das wüste Leben,
  Und die Welt liegt hell und kalt umher.
O wer gibt mir jene Freuden,
Jene zartgestillten Leiden,
    Meiner Liebe stilles Glück,
    Meine Dunkelheit zurück?

So sang Horimirz in trüben Gedanken zur Harfe. Keine Freude erheiterte mehr seinen Geist, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn. In einer Fehde, die er für seinen Bruder ritterlich ausfocht, traf ein Pfeil seine Brust. Er stürzte, mit dem Blutstrom entfloß sein Leben; aber vor seinen brechenden Augen erschien Argina auf lichten Wolken, und der Tod vereinigte die getrennten Liebenden wieder.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline

Schriften

Bd.: 17

Stuttgart 1828

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4461(17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091750-4